

Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 1 / Verlagsort Göttingen | Januar 1958 | Einzelpreis 0,50 DM / 9. Jahrgang

Heimat - Freiheit und Gemeinschaft

Gedanken zum Wandel des Heimaterlebens / Von Dr. Hansgeorg Loebel

Nur der Mensch kann eine Heimat haben — der Mensch, den die Schöpfung mit dem Adel seiner Freiheit vor den anderen Lebewesen ausgezeichnet hat. Heimat, die zauberisch gewandelte, vom Menschen durchformte Umwelt, ist als Phänomen geistigen Lebens nur zu erklären, wenn das Rätsel der menschlichen Freiheit einer Lösung nahegebracht wird.

Welche Strukturelemente menschlicher, personaler Freiheit sind dafür bestimmend, daß er aus einem Stück Erde seine Erde, aus einem Land sein Land, sein Heimatland schaffen kann? Zunächst die Fähigkeit zu einer begrenzten Vorschau. Der Mensch vermag, wenn auch nur höchst unvollkommen, in die Zukunft zu schauen. Der Landwirt z. B. überblickt, wenn er morgens sein Hoftor aufstößt, seinen Werktag; der Arbeiter weiß, wenn er den Gang zur Fabrik antritt, was ihm die kommenden Stunden bringen werden. Freilich ist der Mensch seiner Sache nie ganz sicher, aber immerhin ist er nicht ganz blind gegenüber dem Neuen, das sich ihm hemmend oder fördernd entgegenstellen könnte. Das geringe Maß der Vorschau, dessen er mächtig ist, trennt ihn von den anderen Lebewesen dieser Welt.

Mit Hilfe dieser Vorschau gewinnt der Mensch die Möglichkeit zum Handeln. Gegenwart und Vergangenheit präsentieren sich ihm als vollendetes, gestaltetes Schicksal. An ihnen ist nichts mehr zu wandeln, zu ändern. Nur die Zukunft steht offen, die zu behandelnde Zukunft. Hätte der Mensch nicht den winzigen Spalt in dem Vorhang, der die Zukunft verhüllt, könnte er nicht mit Hilfe seiner Vorschau durchblicken, würde ihn das Schicksal immer überraschen. Er hätte immer nur eine Gegenwart; sein Handeln hätte keine Ansatzpunkte, keine Richtung. Nur das Vorausschauen und, darauf gegründet, das Vordenken, geben ihm die Handhabe, einzugreifen in den Gang des Geschehens. Nur gestützt auf seine Vorschau kann der Mensch aktiv vorherbestimmen — allerdings immer unsicher, immer tastend. Damit ist ein zweites Merkmal des freien Menschen umrissen — die nur ihm verliehene Gabe, Vorgeschautes zu realisieren, einem Arbeitsziel bewußt zuzustreben. Um bei den Beispielen zu bleiben: Der Landmann überschaut, daß in den nächsten Stunden wohl diese oder jene Witterungsumstände herrschen werden, und richtet nach dieser Vorschau seine Arbeit ein; der Arbeiter überschaut, was er in naher Zukunft seiner Maschine an Leistung zumuten, unter welchen Umständen sie diese Leistungen ausführen kann. Seine Vorschau bestimmt dementsprechend sein Verhalten.

Der Mensch vermag aber nicht nur zu erkennen, was die Zukunft bietet (immer mit der Einschränkung der Unvollkommenheit!), er kann auch von sich aus Ziele in die Zukunft hineinsetzen. Er kann planen, und er plant immer. Diese seine menschlichen Ziele können verschiedener Art sein. Wir kennen u. a. materielle, ideelle, ethische und ästhetische Ziele. So variiert diese Ziele scheinen mögen: alle haben für den Menschen, der sie sich setzt, eine gemeinsame Eigenschaft. Sie müssen wertvoll für ihn sein, sie sind immer für ihn Werte. Das Wertgefühl, das jedem Menschen innewohnt, ist ein weiterer Bestandteil seiner Freiheit. Es zwingt ihn, zu allem, was ihm begegnet, Stellung zu nehmen, es zu bejahen oder zu verwerfen. Wenn diese Stellungnahme auch meist nicht sofort deutlich wird: der Mensch wertet doch, und dieses Werten bestimmt sein Handeln gegenüber der Umgebung. Infolge des Wertgefühls, das seinem Tätigsein bestimmte Eigenheiten verleiht, wird für ihn die Umwelt zu einer zu behandelnden Umwelt: Der Mensch greift ein in den Bereich der toten Dinge um ihn herum. Er formt sie nach seinem Bilde...

So geschieht es, daß der Mensch allein, erhoben durch seine Freiheit zu einem — allerdings immer nur unvollkommenen Schöpfertum, sich eine ihm geistig zugeordnete Umwelt, die Heimat, erringen, erarbeiten, erschaffen kann. Zur Umwelt gehört aber auch der andere neben ihm, der Mitmensch. Die Existenz des Mitmenschen auferlegt dem Menschen das sittliche Gebot, sie konfrontiert ihn mit dem Reich der sittlichen Werte, die Forderungen an ihn stellen: Du sollst, du sollst...

Es ist bekannt, daß der Mensch nicht immer den besten Wert als Ziel seines Handelns annimmt und ihn realisiert, im Gegenteil: je höher ein Wert ist, desto seltener wird er verwirklicht, desto eher wird ihm ein minderer Wert vorgezogen. Man könnte den Idealzustand annehmen, daß die Entscheidung des Menschen immer an den höchstmöglichen Wert gebunden wäre, daß er immer das jeweils Beste und Edelste realisieren müßte: Dann wäre die Welt, in der wir leben, zwar eine vollkommene an Schönheit und Menschlichkeit — der Mensch aber wäre nicht frei. Er müßte dann — wie unter dem Zwang der Naturgesetze — das Gute und Schöne mit Notwendigkeit wollen. Ihm fehlte die Freiheit der Entscheidung zwischen verschiedenen Werten, ihm fehlte seine menschliche Freiheit.

So ist das Gute und Schöne durch diese unsere Freiheit in uns selbst verknüpft. Die Freiheit gibt dem Menschen das Gute und Schöne immer wieder in die Hand. Sie gibt sie als Möglichkeiten. Nur er hat die Kraft, die Möglichkeiten umzuwandeln in Wirklichkeiten, ihnen zur Stärke der Wirklichkeit zu verhelfen.

Wie schon dargetan, ist der Mensch dabei immer unsicher. Er steht zwar nicht ungerüstet seiner Freiheit gegenüber, die ihn zum Richter über die Werte macht. Er besitzt zur Bewertung des Sittlich-Guten und des Schönen das feine Instrumentarium seines Gewissens und seiner ästhetischen Disziplin. Das Gewissen ist dabei das unbestechlichere. In der Durchformung seiner Umwelt mit Schönheitswerten hingegen ist der Mensch mit seinem Schönheitsempfinden wesentlich unselbständiger, wesentlich mehr auf das Urteil der anderen neben ihm angewiesen. Wiederum treten so der Mitmensch, die Gemeinsamkeit mit ihm, die Gemeinschaft, in den Bannkreis der Heimat. Der Mitmensch soll, muß den Menschen in seiner Gestaltungskraft bestätigen, wenn dieser von dem von ihm durchformten Daseins-Milieu befriedigt werden soll. Und je näher in der menschlichen Gemeinschaft dieser andere dem schöpferischen Menschen steht, desto beglükkender ist für ihn die Zustimmung.

Ein Raum wird für ihn durch die Kraft seines Schöpfertums zur Heimat; so recht zu seiner Heimat wird sie ihm erst, wenn auch der andere neben ihm sie Heimat nennt. Auch dieser wirkt an ihr, und so ersteht sie endlich als das Werk vieler Hände, als Vergegenständlichung, als Objektivation eines Geistes, der alle gemeinsam beglückend umfängt. Keine Heimat ist daher ohne Gemeinschaft denkbar. Heimat ist eine Dreiecksbeziehung zwischen Mensch, Mitmensch und umgebenden Raum...

Es gab eine Zeit, in der die Betonung der Bindung des Menschen an seinen Mitmenschen bei der Pflege der Heimat zurücktrat, weil diese Bindungen innerhalb der Gemeinschaft wesentlich einfacher strukturiert waren und noch nicht der Aufgliederung unter dem Druck der neuen Zeit unterlagen. Diese Zeit konnte es sich leisten, den Heimathintergrund mit seinen Wäldern und Feldern, seinen Kirchen und Bauernhäusern, seinen Volkstänzen und mundartlichen Eigentümlichkeiten, mithin also die Objektivationen des Gemeingeistes, der sich erst die Heimat schafft, der Heimat gleichzusetzen.

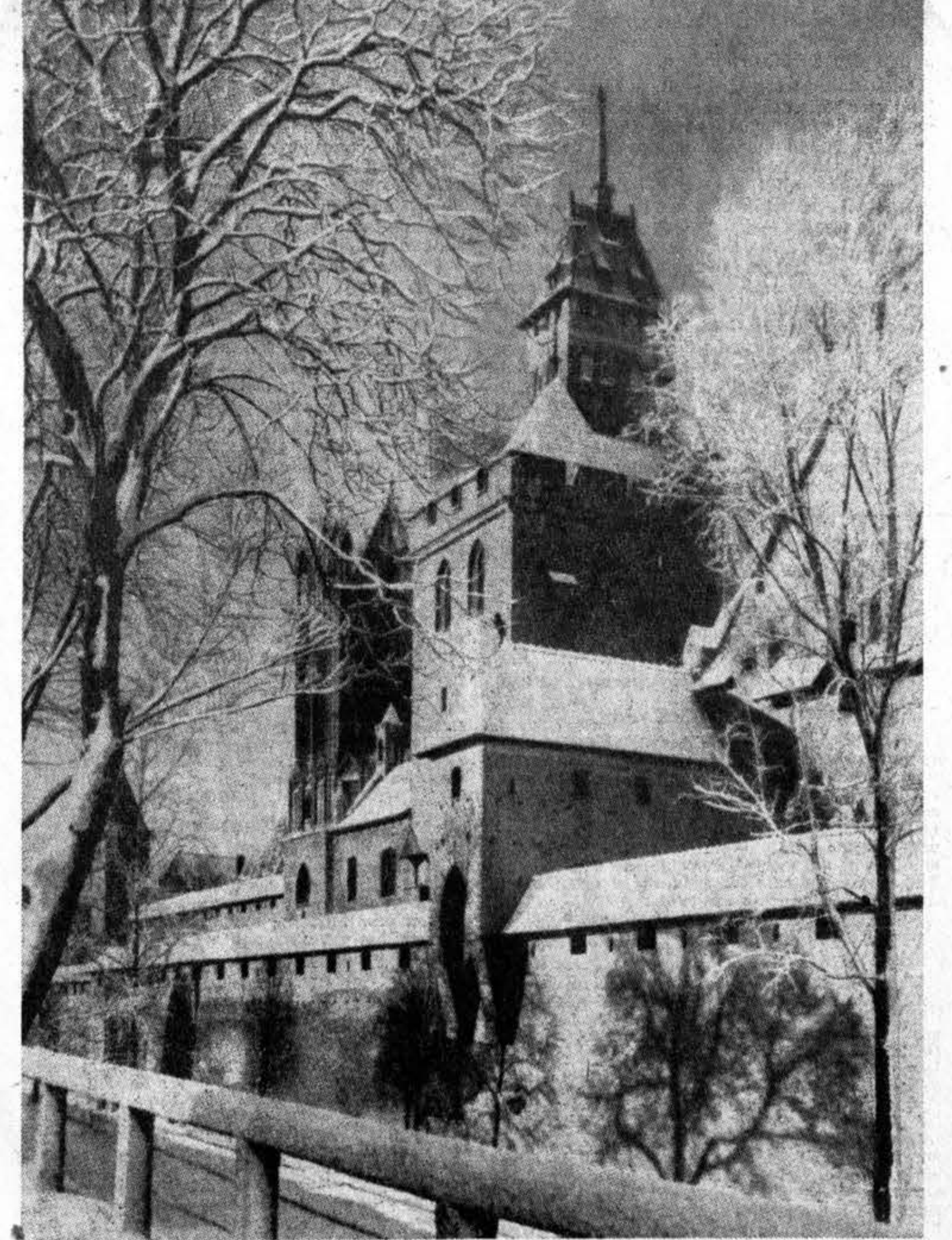
Heute ist die Beschäftigung nur mit diesem Heimathintergrund ein Teilwerk, das zwar anerkennenswert sein mag, jedoch den Forderungen, die die Heimat uns stellt, nicht gerecht werden kann. Eine solche Beschränkung des Heimatgedankens führt vom Lebendigen ab: Die Gemeinschaft muß im Blickfeld bleiben, jene Gemeinschaft, die die Objektivation ihres Gemeingeistes, die Heimat, erst verbürgt, diese Objektivation immer neu mit Leben füllen muß. Ohne sie würde das Bauernhaus, heute der Lebensbereich froher, tätiger Menschen, morgen zum bloßen Nutzobjekt, übermorgen zum Museumsstück werden.

Die menschliche Gemeinschaft hat in unserem Land in den letzten Jahren jedoch tiefgehende Strukturänderungen erfahren. Nur zwei dieser Veränderungen mögen erweisen, daß die heute allenthalben noch so rückschauende Heimatbetrachtung vom Leben bereits weit überholt worden ist. Die Wandlungen der Gesellschaft unter dem Einfluß der Industrialisierung in ihrem Gefolge die Verstädterung und die Herausbildung der Arbeiterschaft, und zum zweiten die große Erschütterung unseres Volkes und vor allem nach dem zweiten Weltkrieg, das Schicksal der Millionen auf dem Wege der Vertreibung und Flucht.

Die erste Tatsache hat zur klaren Konsequenz, daß Heimat nicht mehr mit dem Griffel Ludwig Richters allein geschildert werden kann. Heimat wächst, muß wachsen auch im Schatten der Schlote unserer Industriestädte, im gleißenden Neonlicht der Reklame, im Riesenhäusermeer. Diese Heimat macht das Verstehen dem Einzelnen nicht so leicht wie ehedem das Kirchlein im Dorf, vor dem sonntags die Frauen in Tracht sich versammelten, der Zaun am Gartenrand, an dem man mit dem Nachbarn ein gutes Wort im Dialekt sprechen konnte, der Wald und die Flur, die Jahr für Jahr Abbilder des eigenen Lebens waren. Zwar bedeuten sie, sind sie immer noch vielen Millionen Heimat. Millionen aber müssen ihre Heimat vor anderen stummen Zeugen des Geistes der Gemeinschaft bauen. Sie müssen Heimat haben, weil sie eine Gemeinschaft um sich haben müssen.

Die Zeit hat dem Antlitz der Gemeinschaft „Deutsches Volk" noch andere leidvolle Züge aufgeprägt. Jeder dritte oder vierte Einwohner unseres Landes ist nicht hier geboren, ist in einem anderen geistigen Klima aufgewachsen, ihm hat eine andere Heimat zur Selbstentfaltung verholfen. Diese Heimat umfängt ihn nicht mehr. Aufgabe einer neuen Heimat muß es sein, ihn wiederum zu umfangen. Aufgabe dieser neuen Heimat bleibt es weiter, in den Spiegel der Zeit zu schauen und des Wandels in ihren Zügen innezuwerden, zu spüren, daß der Anhauch neuen Geistes sie traf, der wert ist, als Bereicherung des eigenen Gemeingeistes aufgenommen zu werden.

So verstanden wird Heimat das bleiben, was sie hier und überall im Menschenland ist und sein soll — das sichtbare Gefäß eines lebendigen, menschlichen Geistes.



Marienburg im Winterkleid (Aus „Ostpreußenkalender 1958", Gräfe und Unzer Verlag, München)

Katastrophale Lage in Oder-Neiße-Gebieten

Gomulka stellte Versagen der polnischen Behörden fest — 2,5 Millionen Hektar Brachland

Während die polnischen Agenturen — insbesondere das „Westinstitut" in Posen — das Ausland mit Nachrichten über die angeblichen „Erfolge der Aktivierung der wiedererrungenen Westgebiete" überschütten, hat sich nun der Erste Sekretär der „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei", Wladyslaw Gomulka, entschlossen, die auszugsweise Veröffentlichung einer Rede zu genehmigen, die er im Juni des Vorjahres über die katastrophale Lage in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten jenseits von Oder und Neiße gehalten hat. Auch jetzt noch wurde bei weitem nicht alles bekanntgegeben, was Gomulka seinerzeit bei seiner „Informationsreise" durch die Oder-Neiße-Gebiete feststellte. Das, was bisher veröffentlicht worden ist, entspricht vollinhaltlich dem, was die inzwischen verbotenen Zeitschriften „Po prostu", „Przemiany", „Ziemia i Morze" oder die anderen polnischen Blätter bruchstückweise verlautbarten, bis vom Juli ab die Zensur immer schärfer durchgriff, um die Wahrheit zu unterbinden. Im einzelnen hat Gomulka folgendes erklärt:

1. In den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten gab es nach dem Stande vom Juni 1957 rund 2,5 Millionen Hektar „Brachland und Unland". Dies war genau die Zahl, welche das Blatt des Warschauer Landwirtschaftsministeriums „Zycie gospodarcze" im Januar und Februar dieses Jahres bekanntgegeben hatte, woraufhin die polnischen Experten, die zu dieser Feststellung gelangt waren, das Ergebnis ihrer Ermittlungen „dementieren" mußten.

2. Über die allgemeine Lage im Gebiet zwischen Ostpreußen und Oberschlesien führt Gomulka aus, daß sich nach elf Jahren polnischer Verwaltung einst hochentwickelter Gebiete ein „gigantisches Versagen" aller beteiligten Instanzen herausgestellt habe. Alles, was man dort unternommen habe, sei höchstens „ein schändliches Flickwerk" gewesen, das man „oft genug ohne Sinn und Zweck" durchgeführt habe. Gomulka rügte es, daß sich die polnischen Verwaltungsbehörden durch Berufung auf den „Stalinismus" bzw. auf „die Fehler der Vergangenheit" von der Verantwortung zu entlasten suchten.

3. Der polnische Parteichef gab des weiteren zu, daß eine umfassende Abwanderungsbewegung aus den Oder-Neiße-Gebieten eingesetzt hatte. Er betonte hierzu: „Wer also wollte es den Menschen verübeln, wenn sie ihre Sachen packen und fortgehen, weil sie sehen, daß es einfach nicht vorwärtsgeht. Was vorne aufgebaut wird, sinkt hinten rasch wieder zusammen."

4. Besonders im Hinblick auf die katastrophale Lage der Landwirtschaft hob Gomulka hervor, daß Polen auf Getreideeinfuhr angewiesen ist. „Wir haben für viele Millionen Dollar zusätzlich Getreide einführen müssen, und dies wird auch für absehbare Zeit weiterhin der Fall sein müssen, da sich die landwirtschaftliche Produktion nur langsam bessert", führte er hierzu aus.

In unterrichteten Kreisen Warschaus wurde erklärt, man habe auch jetzt noch umfassende Kürzungen am ursprünglichen Text der nun veröffentlichten Rede vorgenommen, um zu verhindern, daß den „westdeutschen Revisionisten weiteres Agitationsmaterial für die Kampagne gegen die Volksrepublik Polen und ihre Westgebiete geboten wird". Aus diesem Grunde wolle man „das Ausmaß des Chaos" nicht bekannt werden lassen.

Herder-Gedenkstätte in Mohrungen

Polnische Kulturschaffende sind mit dem seltsamen Plan herausgerückt, in Mohrungen eine Herder-Gedenkstätte einzurichten. Man muß sich nun fragen, ob die Polen etwa auch dem in Mohrungen geborenen deutschen Philosophen und Dichter Herder eine „polnische Abstammung" anhängen und seinen Namen etwa auch verballhornen wollen!? Bei den bisherigen Beratungen wurde jedenfalls mit keinem Wort darauf hingewiesen, daß es sich bei Herder um einen Deutschen handelt.

Die Pommern für Toleranz

KASSEL. Die in der Bundesrepublik lebenden Pommern legen Wert darauf, mit dem polnischen Volk wieder einen guten Kontakt herzustellen. Darüber berichtete der Sprecher der Pommerschen Landsmannschaft, Dr. Eggert, in einer Pressekonferenz in Kassel. Der Chefredakteur der „Pommerschen Zeitung", Rudolf Oettinger, betonte, daß das nächste Bundestreffen zu Pfingsten in Kassel „ganz im Zeichen der toleranten Haltung gegenüber Polen" stehen solle. Zu dem Treffen werden 60 000 bis 80 000 Pommern erwartet.

Von den 1,5 Millionen Pommern leben heute etwa 900 000 im Bundesgebiet. Die meisten haben im Ruhrgebiet und in Schleswig-Holstein neue Heimat gefunden.

Schwarzmarkt-Razzien in Allenstein

In der unter polnischer Verwaltung stehenden „Wojewodschafts-Hauptstadt" Allenstein haben kürzlich mehrere Razzien der volkspolnischen „Bürgermiliz" gegen „illegale Verkäufe und Spekulation" stattgefunden. Es wurden 80 Personen vorübergehend verhaftet und zahlreiche „Spekulationswaren" beschlagnahmt. Als Zentrum des Schwarzmarktes in Allenstein wird der Marktplatz und die Markthalle angegeben. Die Tätigkeit der „Spekulanten" habe sich, wie die volkspolnische Presse berichtet, in letzter Zeit „erheblich vergrößert", was auf den Mangel an Konsumgütern zurückzuführen sei, der immer spürbarer werde. Ein Großteil der auf dem Schwarzmarkt angebotenen Waren stamme aus veruntreuten staatlichen Beständen sowie aus westlichen Geschenkpaketen. Es wurden weitere Razzien der „Bürgermiliz" in Allenstein und anderen Städten der Allensteiner „Wojewodschaft" angekündigt.

Oberländer verspricht mehr Geld für den Lastenausgleich

Bundesvertriebenenminister Oberländer betonte auf der Jahresdelegiertentagung des Zentralverbandes der Fliegergeschädigten in Stuttgart, er werde sich dafür einsetzen, daß jährlich eine Milliarde mehr für den Lastenausgleich bewilligt werde. Die achte Novelle zum Lastenausgleichsgesetz betrachte er nicht als Schlußstein, denn es seien noch weitere Verbesserungen im Gesetz nötig.

OSTPREUSSEN-WARTE

Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen

Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse, Göttingen, Kto.-Nr. 1032. Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte. Ausgabe A – Allgemeine Ausgabe; Ausgabe B – mit Königsberger Neue Zeitung; Ausgabe C – mit Neue Ermländische Zeitung – erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Unverlangt eingereichte Manuskripte können nur zurückgesandt werden, wenn Rückporto beiliegt. In Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22, Tel. 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. - Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

Abwanderungsbewegung polnischer Neusiedler hält an

Aufschlußreicher Bericht des polnischen Innenministeriums

Nach Berichten aus dem polnischen Innenministerium dauert die „Abwanderungsbewegung" der polnischen Neusiedler aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten nicht nur an, sondern hat geradezu — wie ausdrücklich von polnischer Seite festgestellt wurde — einen „katastrophalen Umfang" angenommen. Nach dem polnischen Bericht haben allein in den ersten sechs Monaten des Jahres 1957 — wie es wörtlich heißt — „mehr als 10 000 Familien das Territorium der polnischen Westgebiete verlassen", und zwar handelt es sich um Personen, die nicht unter die Aktion Familienzusammenführung fallen. Daraus geht hervor, daß über 40 000 polnische und ukrainische Siedler — einschließlich der neu angesetzten Repatrianten aus der Sowjetunion — im ersten Halbjahr 1957 die Oder-Neiße-Gebiete verlassen haben, um nach Polen zurückzuwandern.

Gleichzeitig wurde bekannt, daß der „Ansiedlungsplan" für das gesamte Oder-Neiße-Gebiet, nach dem in diesem Jahre insgesamt rund 60 000 Personen in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen angesiedelt werden sollten, bei weitem nicht erfüllt worden ist, indem nur 30 000 Personen — einschließlich der Repatrianten aus der Sowjetunion — in den Oder-Neiße-Gebieten wohnhaft wurden. Da das „Ansiedlungsprogramm" für dieses Jahr praktisch beendet wurde, ist kaum mit weiterem Zuzug zu rechnen. Die Tatsache, daß der „Ansiedlungsplan" für die Oder-Neiße-Gebiete nur zu höchstens 50 v. H. erfüllt worden ist, wird durch Zahlenangaben über die Zuwanderung in die „Woiwodschaften" Stettin und Breslau illustriert. In der „Woiwodschaft" Stettin sollten in diesem Jahre etwa 3000 Familien ansässig gemacht werden, tatsächlich kamen hier bisher nur 1400 Familien an. In der „Woiwodschaft" Breslau sollten sich in diesem Jahre 25 000 Personen niederlassen, während nach einem Bericht der polnischen Agentur „PAP" hier nur 13 000 Personen anlangten, wobei noch nicht einmal geklärt ist, ob es sich nicht zum Teil um Personen handelt, die aus anderen „Woiwodschaften" der Oder-Neiße-Gebiete zuzogen.

Polnische Bauern lehnen Erwerb deutschen Eigentums ab

Nicht nur in den Gebieten unmittelbar ostwärts der Oder-Neiße-Linie, sondern auch auf dem Territorium der einstigen Freien Stadt Danzig lehnen polnische Bauern oftmals den Erwerb von Grundbesitz ab, sobald sie erfahren, daß es sich um deutsches Eigentum handelt. Dies geht aus einer Leserzuschrift aus dem Kreise Dirschau hervor, die von der Warschauer Zeitung „Gromada — Rolnik polski" veröffentlicht wurde. Hier heißt es u. a. wörtlich:

„Mein alter und kranker Nachbar hat 12 Hektar gutes Land und einigermaßen gut erhaltene Wirtschaftsgebäude. Er hat alles abgezahlt, möchte aber jetzt ein kleineres Häuschen vielleicht mit einem Hektar Land beziehen. Es kommen auch Leute aus der Gegend von Bialystok und Lublin hergefahren und möchten das Anwesen kaufen; denn der Boden sei sehr gut, sagen sie. Aber — er ist ehemaliger deutscher Besitz, aus der Landreform. Sie kaufen also nicht; denn sie sagen, die Bodenreform wäre nicht gültig, sie stamme aus der Zeit Volkspolens. Ich selbst habe auch 12 Hektar gutes Land, nur die Gebäude sind erneuerungsbedürftig. Ich wollte gern bauen. Wenn ich aber solche Dinge höre, lasse ich die Hände sinken, und die Arbeit geht nicht voran. Und so lebt man dahin, von einem Tag zum anderen . . ."

PRESSESPIEGEL

. . . stört das Gleichgewicht

„Mr. Kennan überläßt die Ausarbeitung des künftigen Statuts eines wiedervereinigten Deutschlands der Sorgfalt und dem Geschick von Kommissionen. Aber das genaue Statut über eine Wiedervereinigung ist ja an sich Kernpunkt des Problems. Wenn hier Zugeständnisse nach der einen oder anderen Seite gemacht werden, dann sind sie sowohl vom Westen wie vom Osten nur annehmbar, wenn darin garantiert wird, daß das wiedervereinigte Deutschland weder für die Sowjetunion noch für die Westmächte eine Bedrohung darstellt. Es liegt aber auf der Hand, daß dann, wenn man ein so großes und so mächtiges Land wie das wiedervereinigte Deutschland politisch einem labilen Zustand überläßt, daß dann ein solcher Staat eine neue Quelle zur Störung des Gleichgewichts werden kann".

THE TIMES, London

Neutralität Gebot der Stunde?

„Ohne wenigstens einige Fortschritte auf dem Gebiet der Abrüstung oder der deutschen Wie*dervereinigung würde jedoch, vom europäischen* Standpunkt aus gesehen, eine Verringerung der amerikanischen Stärke eine Einladung zum Un*glück bedeuten. Vor dem Erscheinen des Sputnik* wurde über die Möglichkeit einer teilweisen Rückführung amerikanischer und bolschewistischer Truppen gesprochen. Aber all dies ist unter den augenblicklichen Verhältnissen vorbei. Aber was wird, wenn in der nächsten Zukunft die Amerikaner die interkontinentale Rakete auf sämtlichen Stützpunkten haben und wenn Moskau auf der anderen Seite die Möglichkeit eines direkten Angriffes auf Washington hat, ohne hierfür die europäischen Verhältnisse dadurch komplizieren zu müssen? Wird dann Neutralität das Gebot der Stunde für Europa sein?"

NEW YORK HERALD TRIBUNE

Jeder Augenblick recht

„Für Erkundungen aber, für vorbereitende Fühlungnahme, für Gespräche über den Eisernen Vorhang hinweg, ist jeder Augenblick recht. Sie dürfen — und darin ist dem amerikanischen Prediger in der Wüste nur beizustimmen — überhaupt nie unterlassen werden. Oder wie Kennan sagt: „Wenn wir nicht aufhören, den Kreml gegen eine geschlossene Tür zu stoßen, werden wir nie erfahren, ob er bereit wäre, durch eine offene Tür zu gehen."

DIE ZEIT, Hamburg

Freie Wahlen

„Sputnik hat gezeigt, daß die Sowjets stark *genug sind, politische Forderungen, wie etwa* die nach freien Wahlen in ganz Deutschland, aus dem Abrüstungsgespräch herauszuhalten. Beide Weltmächte wollen vor einem atomaren *Überraschungsangriff sicher sein*; darum wird es zweiseitige Verhandlungen geben, sobald die Hysterie in Amerika sich etwas beruhigt hat. *Die Bundesrepublik, die keine machtpolitischen* Interessen außerhalb der deutschen Grenzen zu vertreten hat, könnte aus jedem Erfolg solch eines Zweier-Dialogs profitieren, wenn sie darauf verzichten wollte, ihn zu stören. Voraussetzung wäre allerdings die Zwillings-Erkenntnis, daß der Abzug der Sowjets aus der DDR und aus Polen nicht durch militärischen Druck, auch nicht durch Wettrüsten zu erreichen ist, und daß jeder Abzug sowjetischer Truppen und Basen mit einem Abzug von NATO-Truppen und -Basen erkauft werden muß. — Freie Wahlen in ganz Deutschland sind ein Endziel; wenn wir jedes Abkommen sabotieren, das keine Abrede über freie Wahlen enthält, stehen wir uns selbst im Wege und ersparen Ost und West die Beschäftigung mit der deutschen Frage überhaupt. Daß Rußland für absehbare Zeit über freie Wahlen nicht verhandeln will, leider muß man sagen: nicht mehr verhandeln wird, darf als sicher gelten. Dagegen hat Chruschtschow Verhandlungen über beiderseitigen Truppenabzug aus Mitteleuropa in unverbindlichen Fernseh-Gesprächen angeboten."

DER SPIEGEL, Hamburg

Ja, hätten wir . . .

„Wenn der Sprecher der Bundesregierung heute gegen diese Vorschläge der Opposition nichts einzuwenden hat, wo die Stunde verpaßt ist, so erinnert das etwas an die Behauptungen des Kanzlers, daß man mit Kurt Schumacher hätte reden und mit Malenkow hätte verhandeln können; denn beide seien vernünftig gewesen. Nur wurde leider nicht mit beiden gesprochen, und die Zeit verstrich ungenutzt. Viel*leicht hören wir morgen*, daß man mit Nehru und Tito, mit Chruschtschow und Gomulka hätte sprechen können. Heute aber hören wir *nur, daß man Geduld üben und Gelassenheit* bewahren müsse, und das, wie gesagt, dicht am Rande des Abgrunds. Und heute hören wir, daß es un*realistisch sei, etwas anderes zu versuchen, als* uns in das atomare Wettrüsten zu stürzen und das ohnehin vorhandene Remis zu steigern, daß die Zeit für Gespräche noch nicht gekommen sei und daß man eine harte Sprache sprechen müsse, weil der Russe eine andere nicht verstünde. — Das alles wäre recht deprimierend, wenn die Zeit nicht weitergehen und auch über solche Dinge hinwegsehen und auf recht beeindruckende Art Wandel schaffen würde."

DIE WELT, Hamburg

Der letzte Monat

Auf Zypern ist es nach Monaten der Ruhe wieder zu schweren Zusammenstößen zwischen britischen Truppen und Demonstranten der griechisch-sprachigen Bevölkerung gekommen. Zur gleichen Zeit wurde von den Vereinten Nationen in New York das Zypern-Problem behandelt. In dem Konflikt, in den England, Griechenland und die Türkei verwickelt sind, verlangt Griechenland von England die Aufhebung der bisherigen Kontrolle über Zypern und die Gewährung der Selbstbestimmung für die Bevölkerung der Insel, während die Türkei, die die Interessen der türkischen Minderheit vertritt, sich gegen jede Schwächung des britischen Einflusses wendet.

Das Brandenburger Tor feierte Richtfest. Die Bauarbeiten an dem durch Kriegsschäden schwer mitgenommenen Wahrzeichen der Reichshauptstadt wurden vom Ostberliner Magistrat übernommen. Die Krönung des Brandenburger Tores, die Quadriga, wird in Westberlin auf Kosten des Senats neu geschaffen. Mit der Fertigstellung wird im Sommer dieses Jahres gerechnet.

„Wir Heidelberger Professoren" heißt es in einem Telegramm an Bundeskanzler Adenauer, das Prof. Dr. Alfred Weber und zehn andere Heidelberger Universitätsprofessoren unterzeichneten, „unterstützen vorbehaltlos die Stellungnahme der 18 deutschen Atomwissenschaftler gegen die Stationierung von Atomwaffen in der Bundesrepublik."

In der Nähe von Dresden ist der erste Atomreaktor für Mitteldeutschland in Betrieb genommen worden. Er wurde nach sowjetischen Plänen und mit in der Sowjetunion hergestellten Einzelteilen aufgebaut. Er verfügt über eine Tagesleistung von 2000 Kilowatt.

Im Versuchsgelände von Kap Canaveral gelang der erste erfolgreiche Start einer amerikanischen ballistischen Rakete, nachdem zwei Versuchsstarts im Juni und September des Vorjahres mißlungen waren. Es handelt sich um eine Rakete vom Typ „Atlas", eine Flüssigkeitsstufenrakete, die eine maximale Reichweite von 8500 Kilometern erzielen soll.

In Berlin wurde in den letzten Monaten eine Steigerung der Durchschnittswerte der Radioaktivität beobachtet, die nach Ansicht der Berliner Atomkommission möglicherweise auf die Versuche mit Atom- und Wasserstoffbomben zurückzuführen ist. Westberlin verfügt zur Zeit zum Schutz der Bevölkerung über 22 Meßstellen, die ständig die Radioaktivität der Luft, des Wassers und des Bodens überwachen.

In seiner Weihnachtsbotschaft appellierte Papst Pius XII. an die Staatsoberhäupter, den Krieg durch geeignete internationale Einrichtungen zu verhindern und das Wettrüsten unter wirksamer Überwachung einzuschränken. Er sagte wörtlich: „Der Frieden ist ein wertvolles, so fruchtbares, so wünschenswertes und so sehr ersehntes Gut, daß alle Anstrengungen zu seiner Verteidigung, selbst unter dem gegenseitigen Opfer der legitimen Bestrebungen des einen oder anderen, jeder Mühe wert sind."

Parteisekretär Chruschtschow erklärte in einem Interview mit dem Londoner Blatt „Daily Expreß" zur Weltlage, „Ich war immer ein Optimist. Heute bin ich ein größerer Optimist als je zuvor. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sich die Friedensaussichten bessern." Zur Deutschlandfrage erklärte Chruschtschow: „Wenn bei dieser Frage — wie es einige Führer des Westens tun — nur die Interessen Westdeutschlands berücksichtigt werden und in keiner Weise auch an die Ostdeutschlands gedacht wird, dann kann auf dieser Grundlage kein Übereinkommen erreicht werden." Er vertrat in seinen weiteren Ausführungen zu diesem Problem seinen bisherigen Standpunkt, daß die Deutschen selbst über eine friedliche Wiedervereinigung ihres Vaterlandes verhandeln sollten und empfahl als Ausgangsbasis die Bildung einer gesamtdeutschen Konföderation.

Bundeskanzler Dr. Adenauer erklärte in seinem Vorwort zum Tätigkeitsbericht der Bundesregierung, daß man allen Grund habe, vor allem nach der Pariser NATO-Konferenz, „zuversichtlich in die Zukunft zu schauen". Und er führte abschließend aus, daß letztlich die Freiheit stärker sein werde als die Sklaverei, und daß man in dieser sicheren Erwartung dem Tag der Wiedervereinigung entgegensehen dürfe.

Bischof Dibelius, der Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche in Deutschland, bezeichnete in seiner Weihnachts-Rundfunkansprache Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Freiheit und Gerechtigkeit als die Voraussetzungen zum Frieden. Miteinander zu sprechen sei immer besser, als sich so gegeneinander abzuschließen, daß das gegenseitige Mißtrauen immer größer werde. Das Mißtrauen unter den Völkern aber sei die tiefste Ursache der Unfähigkeit, Frieden zu schließen. Es gelte darum, wieder ein Klima des Vertrauens herzustellen.

Der Flüchtlingsstrom aus Mitteldeutschland riß auch im Jahre 1957 nicht ab. Rund 263 000 Menschen sind in die Bundesrepublik geflohen. Hinzukommen etwa 116 000 Spätaussiedler aus den Oder-Neiße-Gebieten, so daß also im zurückliegenden Jahr fast 400 000 Menschen in der Bundesrepublik eine neue Heimat suchten. Im Grenzdurchgangslager Friedland ist 1957 zum erstenmal wieder seit 1949 die Hunderttausendgrenze überschritten worden, insgesamt wurden hier 103 105 Männer, Frauen und Kinder registriert.

Indiens Ministerpräsident Nehru unterstützte auf einer Pressekonferenz in Neu Delhi *den Plan des polnischen Außen*ministers Rapacki für eine atomwaffenfreie Zone in Mitteleuropa. Nach dem Rapacki-Plan *sollen dieser Zone neben Polen* und der Tschechoslowakei auch die beiden deutschen Teilstaaten angehören. Nehru kam bei dieser Gelegenheit auch auf das Ergebnis der Pariser NATO-Konferenz zu sprechen, die in einer völlig unerwarteten Richtung verlaufen sei, indem viele Konferenzteilnehmer die Ausrüstung mit Atomraketen abgelehnt und statt dessen den Wunsch nach neuen Ost-West-Gesprächen geäußert hätten. Nehru unterstützte diese Forderung nach einer Konferenz der Regierungschefs von Ost und West.

Pillau - rote Seefestung Ostpreußens

Stützpunkt der russischen Ostseeflotte — Gut verwaltete Heimatstadt

Das militärische Denken der Sowjets in unserer ostpreußischen Heimat bringt für die Städte dort nicht nur Nachteile. In einigen Fällen hat die Einstellung der russischen Streitkräfte auch viel zur Erhaltung einer Stadt getan, während andere in den Zustand vor der Kolonisation zurückfallen. Zu den bevorzugten Städten des nördlichen Ostpreußens, die durch die Sowjetarmee und ihre Bedürfnisse vor der weiteren Vernichtung bewahrt wurden, gehört die Seestadt Pillau an der Mündung des Königsberger Seekanals in die Danziger Bucht.

Das Oberkommando der sowjetischen Kriegsmarine interessierte sich schon bald für Pillau und seine unvergleichliche Lage an der Durchfahrt der Frischen Nehrung. Gegen Kriegsende — in den Apriltagen des Jahres 1945 — waren zwar erhebliche Zerstörungen an den militärischen Stützpunkten entstanden, aber die Führung der baltischen Sowjetflotte war entschlossen, Pillau wie von der Jahrhundertwende bis zum letzten Krieg wieder zu einer modernen Seefestung auszubauen. Die Russen wußten 1945 genau Bescheid, welche deutschen militärischen Anlagen hier bestanden hatten, geplant waren oder welche Möglichkeiten vorhanden waren. Sie sahen es als folgerichtig an, nun ebenfalls die Stadt zu einem Stützpunkt auszubauen. Man beschlagnahmte sogar in Berlin und Mitteldeutschland Unterlagen der deutschen Kriegsmarine über Pillau, die bei der Wiederinstandsetzung eine nicht geringe Rolle spielten.

Als die Trümmerräumung in Pillau begann, bemühte sich die südbaltische Flotte mit Erfolg in Moskau darum, der Stadt einen Sonderstatus zu geben. Im Kreml wurde beschlossen: 1. den Wiederaufbau aller militärisch wichtigen Anlagen mit Vorrang zu betreiben, 2. dazu deutsche Kriegsgefangene in der ersten Phase einzusetzen und auch russische Soldaten und Zivilarbeiter heranzuziehen, 3. die Ansiedlung von Zivilisten fast völlig einzuschränken und, 4. Pillau im Laufe der Zeit zum Stützpunkt der südbaltischen Flotte zu machen.

Diese Forderungen in den ersten Nachkriegsjahren zu erfüllen, war nicht leicht. Der Aufbau zum zweitwichtigsten Flottenhafen an der sowjetischen kontrollierten Ostseeküste — der wichtigste war Kronstadt, bzw. Leningrad — rief natürlich die sowjetische Sicherheitspolizei sofort auf den Plan, die Pillau hermetisch von der Außenwelt absperrte. Drei Jahre nach Kriegsende befanden sich keine deutschen Einwohner mehr in der Stadt — zu diesem Zeitpunkt waren die letzten ausgewiesen worden. In Pillau lebten zu jener Zeit viele russische dem Militär unterstellte Arbeitskräfte und einige deutsche Kriegsgefangene. Letztere wurden aber auch bald abgezogen, weil nun der Ausbau als Flottenbasis begann und sich die Russen von niemand in die Karten sehen lassen wollten.

Von 1949 ab gibt es in Pillau nur noch sowjetische Einwohner — die weitaus meisten davon waren und sind jedoch Angehörige der Marine und anderer Truppenteile. Trotzdem leben heute mehr Menschen in Pillau und seiner unmittelbaren Umgebung als zu unserer Zeit! Wenn wir das Jahr 1939 zum Vergleich nehmen, ergibt sich etwa folgendes: die Gesamtzahl der seinerzeit in Pillau befindlichen deutschen Einwohner und Matrosen wird heute von der Gesamtzahl russischer Soldaten und Einwohner um 15 bis 20 Prozent übertroffen! Schon daraus ergibt sich, welche Bedeutung die Sowjets heute dieser Stadt beimessen.

Der Sonderstatus von Pillau hatte einerseits die Absperrung von der Umwelt und das Entstehen einer Soldatenstadt zur Folge. Andererseits hatte dies wiederum auch sein gutes. Die Hauptverwaltung in Königsberg wurde nämlich direkt an Moskau angewiesen, dafür Sorge zu tragen, daß in Pillau die sonst in Ostpreußen und Innenrußland üblichen Versorgungsschwierigkeiten beseitigt werden. Das war eine Vergünstigung, die nur wenige Städte in Osteuropa genießen! Sie bedeutet nämlich: regelmäßige ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln, Industrie- und Haushaltswaren sowie Materialien zum Aufbau aller Art.

Daran hat sich bis zum heutigen Tag nichts geändert. Am meisten profitieren davon die in den letzten Jahren in Pillau ansässig gewordenen Zivilisten. Sie leben ohne die sonst überall anzufindenden Beschränkungen und Verknappungen. Den russischen Hausfrauen in Pillau wird es erspart, nach diesen oder jenen Gütern des täglichen Bedarfs „anstehen" zu müssen. In Pillau ist der seltene Fall eingetreten, daß einige hundert russische Zivilfamilien und mehr als 10 000 Soldaten und Offiziere (letztere oft mit Familien) keine Not zu leiden haben und das ausreichend bekommen, was die UdSSR zu bieten hat. Das Marinekommando der südbaltischen Flotte in Pillau wacht eifersüchtig darüber, daß dieses Privileg nicht verlorengeht.

Durch diesen positiven Ausnahmezustand haben die Sowjets erreicht, daß die Soldaten und Bürger in Pillau bei Laune sind, gerne arbeiten und vor allem jeden Fremden mißtrauisch betrachten. Nachdem die Zahl der Geheimpolizisten verkleinert wurde, hat die Bevölkerung teilweise von sich aus Kontrollfunktionen übernommen. Sie weiß ganz genau, daß die günstigen Lebensumstände nur erhalten bleiben, wenn keine Unbefugten in der Stadt ansässig werden und wenn als Gegenleistung für die gewährten Vergünstigungen die Arbeit einigermaßen zufriedenstellend ausgeführt wird.

Und es gibt viel Arbeit heute in Pillau! Technische Bautrupps der Streitkräfte arbeiten mit Zivilarbeitern immer weiter am Ausbau des Kriegshafens von Pillau. Dieser Hafen soll eine sichere Ausgangsbasis der immer größer werdenden südbaltischen Flotte werden! Für die Marine ist in Pillau nichts zu teuer. Da hat man alle früheren Anlegestellen für große Kriegsschiffe am Kolk wiederaufgebaut — und vor zwei Jahren sogar neue errichtet! Selbst die schwersten Kreuzer der russischen Ostseeflotte mit fast 20 000 T. liegen heute an den Marinekais. Zu jeder Zeit befindet sich eine Kreuzerflotte von vier bis fünf Einheiten in Pillau! Ihr Operationsgebiet umfaßt die gesamte Ostsee, die Nordsee und Teile des Atlantik. Laufend werden Manöver und andere Übungen abgehalten. Zu diesen Kreuzern kommt eine überaus starke Zerstörerflotte sowie Rudel der verschiedensten Kleinkampfschiffe. Ob es sich nun dabei um Schnell-, Minensuch-, Torpedo- oder Vorpostenboote handelt — von allen diesen Schiffen sind eine oder mehrere Flotillen in Pillau vorhanden.

Gegenwärtig arbeitet man an einer Erweiterung des Innen-Hafens, der für eine große Zahl von torpedobestückten Kriegsschiffen ausgebaut wird. Ferner wird an dem Versorgungshafen gearbeitet, der noch eine größere Anzahl von Hilfsschiffen aller Art als bisher aufnehmen soll. Moskau gibt durch alle diese Maßnahmen zu erkennen, daß es mit Pillau noch große Pläne vorhat und hier mit der Zeit eine so bedeutende Flottenbasis wie in Kronstadt schaffen will. Das bedeutet gegenüber der Vorkriegszeit zumindest eine Verdoppelung aller damals vorhandenen Anlagen der deutschen Kriegsmarine.

Die militärischen Planer sind zu der Überzeugung gekommen, daß dieses Ziel nur dann erreicht werden kann, wenn mit der Zeit die Zivilbevölkerung Pillaus langsam anwächst. Allerdings will man nur solche Menschen in die Stadt lassen, die direkt oder indirekt dem Stützpunkt dienen können. So erlaubt man in letzter Zeit immer öfters, daß Offiziere und Unterführer aus Rußland ihre Familien nach Pillau nachkommen lassen. Söhne und Töchter dieser Familien arbeiten entweder in den Büros der Marine, der Zivilverwaltung oder in den Baubetrieben und Fabriken.

Andererseits gestattete man auch die Ansiedlung von einer Reihe Fachleute aus dem Baugewerbe. Sie arbeiten nicht nur an militärischen Objekten, sondern auch am Wiederaufbau der Stadt. Vor allem in dem stark zerstörten Hafenviertel entstehen neue Wohnhäuser und Verwaltungsgebäude der Kriegsmarine. Schon vor längerer Zeit wurde auch das abgebrannte Pillauer Rathaus wiederhergerichtet. Aber auch kleinere Neubauten wie Wohnhäuser entstehen, was sonst ebenfalls in Nord-Ostpreußen nicht üblich ist. Der Pillauer Stadt-Sowjet hat erkennen lassen, daß er gewillt ist, Pillau in seinen früheren Grundzügen wiederaufzubauen und intakt gebliebene Siedlungen wie in Pillau II oder in Kamstigall zu vergrößern. Diese Pläne haben höchste Befürworter, so daß der Wiederaufbau seltsamerweise einmal nicht unter fehlenden Baumaterialien leidet. Pillau bekommt immer die Dinge wie Zement, Ziegel und Träger, die es für die vielen Bauvorhaben benötigt.

Auch in finanzieller Beziehung wird viel getan, um in Pillau eine günstige Atmosphäre zu schaffen. Die Zivilarbeiter erhalten hohe Löhne, die noch durch Prämien aufgebessert werden. Hier sind die Verdienstmöglichkeiten unter anderem viel besser als in Königsberg! Arbeiter, die am Königsberger Seekanal, an der Kamstigaller Spitze oder im Vorhafen beschäftigt sind, bekommen um 40 Prozent höhere Löhne als dieselben Arbeiter im Königsberger Hafen.

Hoch bezahlt werden auch die Arbeiter auf der Pillauer Werft und in den kleineren Schiffs-Reparaturbetrieben. Hier wird mit Hochdruck gearbeitet, um die Anlagen zu vergrößern. Wichtig sind ebenfalls die überall in den Gewässern eingesetzten Bagger, die neben der Freihaltung der Fahrtstraßen auch das Anlegen neuer Hafenbecken bzw. die Vergrößerung bestehender ausführen. Den Sowjets liegt sehr viel daran, diese militärisch wichtigen Projekte sachgemäß durchführen zu lassen.

Für sonst in Nord-Ostpreußen anzutreffende Verhältnisse ist Pillau eine saubere Stadt. Scharfe, erst in letzter Zeit erlassene Bestimmungen stellen Verunreinigungen aller Art unter Strafe. Darunter fallen auch schadhafte Häuser, deren nicht vorgenommene Reparatur ebenfalls zu Bestrafungen führt. Die Russen bemühen sich, Pillau zu einer Stadt der Ordnung zu machen. Das kann man sogar in der Plantage nördlich des Bahnhofs feststellen. Obwohl hier ein großer Belustigungsplatz eingerichtet worden ist, geht es gesittet zu. Einzig und allein die Trunksucht hat man noch nicht ausrotten können — das aber gehört zu den uralten russischen Erbübeln.

Große Bedeutung haben für Pillau heute die auf Land befindlichen Ausbildungslager der Marine und die hier ebenfalls bestehende Infanterie-Garnison. Wo früher schon derartige deutsche Siedlungen bestanden, sind sie beträchtlich erweitert worden. Auch der Exerzierplatz zwischen der Eisenbahnlinie und dem Fischhausener Wuek besteht noch. Infantristisch werden die Matrosen in Neutief und Neuhäuser ausgebildet. Am Schwalbenberg und an der Schanze bei der Jubiläumshöhe (auch im ehemaligen dortigen Naturschutzgebiet) gibt es Rekrutenlager.

Pillau, das heute „Baltijsk" genannt wird, hat aber auch einige früher charakteristische Züge verloren. So ist die Stadt heute selbstverständlich kein Badeort mehr. Auch die Funktion des Seedienstes Ostpreußen wird nicht mehr ausgeübt. Sehr verringert haben sich die Betriebe zur Fischverwertung. Es gibt heute keine Fischkonservenfabrik mehr. Auch die Pillauer Fischerei ist zugunsten der Kriegsmarine eingestellt worden. Fischereizentrum ist heute Peyse, das der Kamstigaller Spitze gegenüberliegt. Dort ist eine große Fischkutterflotte beheimatet, und dort arbeiten auch mehrere Fischfabriken. Peyse hat sich einwohnermäßig und was die Fischerei betrifft ganz gewaltig verändert und vergrößert. Auch dort sind viele Neubauten entstanden.



Hafen von Pillau mit Leuchtturm Foto: Fischer

Diese Hinweise auf Peyse unterstreichen noch einmal, daß Pillau von den Sowjets ganz unter militärischen Aspekten gesehen wird. Das kommt auch durch den Verkehr zum Ausdruck. Von Pillau kommt man nur noch mit wenigen Zügen und Schiffen nach Königsberg und Pillau. Außerdem wird dieser Verkehr noch durch scharfe Kontrollen sehr eingengt. Per Schiff kann man nur in Ausnahmefällen von Pillau nach Königsberg kommen, da es keinen Personenverkehr mehr wie früher gibt. Obwohl dafür genügend Schiffe vorhanden wären und obwohl der Seekanal wieder ausgebaggert ist, haben die Sowjets kein Interesse an dieser Normalisierung. Der Seekanal hat für sie nur die Bedeutung eines Verkehrsweges für den Handel und für den militärischen Nachschub des Pillauer Kriegshafens. Die Ausbaggerung auf eine Tiefe von acht Metern (wie früher) des Seekanals hat daher heute keine Bedeutung für den Personenverkehr.

Abschließend können wir sagen, daß Pillau — wenn man andere nordostpreußische Städte bedenkt — noch glimpflich unter sowjetischer Verwaltung davongekommen ist. Hier wurde wenigstens der Verfall des vom Kriege Versehrten verhindert, und hier erfolgt sogar ein Wiederaufbau. Uns kann es heute gleichgültig sein, daß die Russen Pillau nur unter militärischen Aspekten verwalten. Wenn wir in unsere Heimat zurückkehren, so ist nur wichtig, ob eine Stadt völlig heruntergewirtschaftet und abgebrochen oder ob sie erhalten ist. Und das können wir glücklicherweise von Pillau sagen, in dem wir eines Tages besser unsere Arbeit fortsetzen können als in anderen Städten.

Unsere Heimat heute

Mohrungen

Der Wiederaufbau des Mohrungen Rathauses ist jetzt auch im Innern völlig beendet worden. Nachdem im Kriege in dem Rathaus Brände gewütet hatten, wurden von den Polen verschiedentlich Wiederaufbau-Maßnahmen durchgeführt. Ihren Abschluß bildeten jetzt die Renovierungen von Treppen, Treppenhäusern und zwei Etagen. Der finanzielle Aufwand für diese Arbeiten war recht erheblich. Die Mittel kamen aus verschiedenen Quellen, u. a. stellte auch die polnische Kunst-Kommission einen beträchtlichen Betrag zur Verfügung.

Christburg

Die Anzahl der Häuser konnte in Christburg im Jahre 1957 etwas vergrößert werden. Standen gegen Ende 1956 in dieser Stadt nur noch 42 Gebäude, so sind es jetzt genau 50. Die neuen Gebäude entstanden durch Reparatur mehrerer leicht beschädigter Häuser und durch zwei Neubauten. In einer weiteren Aufbauphase zu späterer Zeit will man nun mit der Umbauung des Marktes beginnen, dessen Häuser fast alle verschwunden sind. Zuerst soll die Ostseite des Marktplatzes wiederaufgebaut werden, weil dort noch einige Gebäude stehen.

Krossen

Die bekannte Krossener Wallfahrtskirche hat aus einer kirchlichen Stiftung die Mittel erhalten, um neues Gestühl anzuschaffen. Das Gotteshaus ist vorher schon von den Polen von den Kriegsschäden befreit worden. Allerdings mußte jetzt ein Teil des Daches neu gedeckt werden, weil bei den Dacharbeiten vor vier Jahren schlechtes Material verwendet worden ist. Der seinerzeit ebenfalls ausgebesserte Turm ist dagegen noch in gutem Zustand.

Gilgenburg, Kreis Osterode

Techniker aus Allenstein sind zeitweilig nach Gilgenburg dienstverpflichtet worden, um dort die Wasserverhältnisse in Ordnung zu bringen. Wie es von polnischer Seite heißt, hat Gilgenburg seit einigen Monaten schlechtes Wasser, was zu Erkrankungen geführt hat. Nun sollen Brunnen und Leitungen kontrolliert werden. Die Arbeiten stehen im Zusammenhang mit polnischen Plänen, Gilgenburg im Jahre 1958 erstmalig auf die Liste der Fremdenverkehrsorte in Süd-Ostpreußen zu setzen. Mit Lodzer Textilfabriken ist ein Vertrag geschlossen worden, Arbeitergruppen nach Gilgenburg zur Erholung zu verschicken.

Weeskenhof am Drausensee

Auf einer Landwirtschafts-Versammlung in Weeskenhof wurde den polnischen Siedlern mitgeteilt, sie müßten 1958 wieder mit einem Ansteigen des Wasserspiegels auf den Fluren rechnen. Als Begründung wurde mitgeteilt, es werde unmöglich sein, die vielen Pumpstationen mit Kohlen zu heizen. Vielmehr sei das Verfeuern von Holz vorgesehen, was bekanntermaßen zu einer geringeren Leistung der Stationen und Werke führen werde. Man rechnet schon zum Frühjahr mit solchen Überschwemmungen, wodurch auch die Straßen unpassierbar würden.

Landsberg/Stablack

Eine Baufirma hat vor kurzem damit begonnen, die Reste der Kirche von Groß-Peisten bei Landsberg abzutragen. Kurz nach Beginn der Arbeit erfolgte ein Einspruch der Kirchenbehörde, die vortrug, das Gotteshaus solle in einigen Jahren wiederaufgebaut werden. Anscheinend konnten dadurch wenigstens die Außenmauern der Kirche gerettet werden, da die Abbruchaktion gestoppt wurde. Das Gotteshaus ist vor 335 Jahren im Stil des Spätbarock gebaut worden.

Wormditt

Die verspätet in Ostpreußen eingetroffene Grippewelle hat in Wormditt solche Ausmaße angenommen, daß schwer Erkrankte keinen Platz mehr im Krankenhaus finden. Da auswärtige Krankenhäuser ebenfalls überfüllt sind, sollen nun in einer Schule und einem Behördenhaus provisorische Krankenstuben eingerichtet werden. Dort will man auch alleinstehende Kranke unterbringen, die sonst keine Pflege haben. Medikamente sind nur unzureichend vorhanden. Die Behandlung erschöpft sich meist im Verabreichen von heißem Tee.

378 Dorfgemeinden sollen ausgelöscht werden

In Polen und den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten sollen mit Wirkung vom 1. Januar insgesamt 378 Dorfgemeinden in der Liste der Gemeinden gelöscht und die noch bewohnten Gehöfte anderen Gemeinden zugeschlagen werden. Außerdem sollen durch Zusammenfassung kaum besiedelter Gemeinden, die als solche aufgelöst werden, insgesamt 35 „neue" Gemeinden gebildet werden. Dies schlug die „Kommission für Angelegenheiten der Präsidien der Volksräte" dem polnischen Ministerrat vor. Nach Lage der Dinge dürfte die weitaus überwiegende Mehrzahl der aufzulösenden Gemeinden sich in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten vornehmlich im südlichen Ostpreußen, in Pommern und in Ostbrandenburg befinden, wo die Bevölkerungsdichte auf dem Lande außerordentlich gering ist. Bereits endgültig befunden hat der polnische Ministerrat über die Auflösung von 266 Dorfgemeinden, in deren Bereich 21 „neue" Gemeinden gebildet werden. Die Sitzung, in der diese „Änderung der Verwaltungsgrenzen" beschlossen wurde, fand unter dem Vorsitz des stellvertretenden Ministerpräsidenten und Landwirtschaftsministers Zenon Nowak statt.

Der Stand der Bevölkerung im Stadt- und Landkreis Elbing

Die polnisch verwaltete Stadt Elbing zählt gegenwärtig nach volkspolnischen Angaben 66 000 Einwohner, gegenüber rund 86 000 im Jahre 1939. Die Einwohnerzahl pro Quadratkilometer sank somit im Stadtkreis Elbing von 2802 auf 2126. Der Landkreis Elbing wurde unter polnischer Verwaltung flächenmäßig von 483 Quadratkilometer auf 796 qkm erweitert.

Während auf den 483 qkm vor dem Kriege 28 150 Einwohner gezählt wurden, leben unter polnischer Verwaltung in dem um über 50 Prozent im Vergleich zum Stande von 1939 erweiterten Landkreises Elbing jetzt nur 22 000 Einwohner. Die volkspolnischen Verwaltungsbehörden in Elbing erklärten sich während der letzten Sitzung des „Stadt-Nationalrates" außerstande, „die Lage des Bevölkerungsstandes" im Stadt- und Landkreis Elbing „positiv zu verändern".

Deutscher Sprachunterricht im Elsaß

Der Generalrat (Landtag) des Departements Haut-Rhin (Südliches Elsaß) forderte in einer Entschließung eine Verstärkung des deutschen Sprachunterrichts für elsässische Kinder. Das gegenwärtige Schulsystem werde von einer erdrückenden Mehrheit der Familien als unbefriedigend empfunden. Der Generalrat forderte eine sofortige Wiederherstellung der Vorkriegsregelung, unter der die elsässischen Kinder und Jugendlichen eine umfassende Ausbildung in der deutschen Sprache erhielten.

Neues Siedlungsgesetz wird vorbereitet

Im Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten wird zur Zeit ein Allgemeines Siedlungsgesetz vorbereitet, das dem Bundestag so rechtzeitig zugeleitet werden soll, daß sein Inkrafttreten am 1. April 1958 gewährleistet ist. Das Gesetz wird voraussichtlich neben der Neuregelung des Reichssiedlungsgesetzes auch Fragen der Agrarstrukturverbesserung, der Eingliederung der Vertriebenen und Sowjetzonenflüchtlinge sowie vor allem der Finanzierung sämtlicher Maßnahmen der Siedlung und Agrarstrukturverbesserung zu umfassen haben. Seine Ausarbeitung geschieht im Auftrage des Gesetzgebers, der bei der Verabschiedung der zweiten Novelle zum Bundesvertriebenengesetz eine grundsätzliche Regelung in einem allgemeinen Siedlungsgesetz bis zum 1. April 1958 in einer Entschließung gefordert hat. In dieser Resolution des Bundestages war auf die Schwierigkeiten bei der Befriedigung der Siedlungsbedürfnisse von Vertriebenen und Flüchtlingen hingewiesen worden, die auf der Knappheit des verfügbaren landwirtschaftlich nutzbaren Bodens beruhen.

Land für 31 600 Siedler

Mit der Errichtung von insgesamt 31 617 Siedlerstellen liegt Niedersachsen in der Siedlung an der Spitze im Bundesgebiet. Nach Mitteilung des niedersächsischen Landwirtschaftsministeriums sind seit Inkrafttreten des Flüchtlingssiedlungsgesetzes im Jahre 1949 insgesamt 167 956 Hektar Land für die Siedlung in Niedersachsen bereitgestellt worden. Den Hauptanteil unter den Siedlern stellten Flüchtlinge und Heimatvertriebene. Ihnen wurden bisher rund 26 500 Stellen übergeben. Bund und Land unterstützten die Siedlung in Niedersachsen mit insgesamt 713 Millionen DM.

Kriegsopferverbände wollen dynamische Renten

Vorschläge zur Verbesserung — Höchstrente nach der Rentenversicherung

Auf dem Wege zu einer Sozialreform soll jetzt auch die Versorgung der Kriegsopfer neu geregelt werden. Die Reformvorschläge der großen Kriegsopferverbände, des „Verbandes der Kriegsbeschädigten" und des „Reichsbundes," haben höhere Renten und eine Vereinfachung des ganzen Versorgungssystems zum Ziel. Die Höchstrenten des erwerbsunfähigen Schwerbeschädigten — ohne Zulagen — soll der allgemeinen Bemessungsgrundlage in der Rentenversicherung entsprechen, also z. Z. 375 DM monatlich betragen. Außerdem soll die Kriegsopferversorgung entsprechend der Rentenversicherung automatisch an die wirtschaftliche Entwicklung angepaßt werden.

Der Vorschlag des „Verbandes der Kriegsbeschädigten" würde etwa 5,3 Milliarden DM jährlich, der noch weitergehende des Reichsbundes sogar über 8 Milliarden DM kosten. Die Aufwendungen des Bundes für die rund 3,8 Millionen Kriegsopfer belaufen sich gegenwärtig auf etwa 4 Milliarden DM.

Nach den jetzt gemachten Vorschlägen soll die Ausgleichsrente, die dann gewährt wird, wenn durch die Grundrente und die sonstigen Einkünfte ein gewisser Richtsatz nicht erreicht wird, in Zukunft fortfallen. Dafür sollen die Grundrenten, die jeder Versorgungsberechtigte erhält, erhöht und bereits bei einer um 20 Prozent verminderten Erwerbsfähigkeit (z. Z. erst bei 30 Prozent) gewährt werden. Je nach dem Grad der Erwerbsminderung sollen sie zwischen 30 DM (20 Prozent Erwerbsminderung) und 210 DM (Erwerbsunfähigkeit) liegen. Gegenwärtig liegen diese Renten zwischen 30 und 140 DM monatlich.

Schwerbeschädigte mit einer Minderung der Erwerbsfähigkeit von 80 bis 100 Prozent sollen eine Zulage erhalten. Sie soll mindestens 40 DM betragen. Schwerbeschädigte mit einer Erwerbsminderung von 50 und mehr Prozent sollen außerdem eine Ergänzungsrente erhalten, sofern ihre Lebenshaltung nicht anderweitig sichergestellt ist. Im Höchstfalle soll sie 125 DM monatlich betragen. Ein unverheirateter erwerbsunfähiger Schwerbeschädigter würde also 210 DM Grundrente zuzüglich 40 DM Schwerbeschädigtenzulage und 125 DM Ergänzungsrente, also insgesamt 375 DM monatlich, erhalten. Die Witwenrenten sollen 60 Prozent der Grundrente des verheirateten erwerbsunfähigen Beschädigten betragen und die Waisenrenten für Halbwaisen 50 DM und für Vollwaisen 75 DM.

Neue Bemessungsgrundlage

In den Neuregelungsgesetzen für die Arbeiterrenten- und Angestelltenversicherung ist zwingend vorgeschrieben, daß die Bundesregierung alljährlich die allgemeine Bemessungsgrundlage für die Rentenberechnung durch Rechtsverordnung neu festzusetzen hat. Sie wird nach den durchschnittlichen Jahresarbeitsentgelten aller versicherten Arbeiter und Angestellten aus drei vorhergehenden Jahren ermittelt. Im Jahre 1957 war die allgemeine jährliche Bemessungsgrundlage auf 4281 DM festgesetzt worden. Sie ist für alle **bis zum 31. Dezember 1957** eintretenden Versicherungsfälle anzuwenden, auch wenn die Rente etwa erst im Jahre 1958 rückwirkend auf das Jahr 1957 endgültig festgesetzt werden sollte.

Dagegen ist für alle Rentenansprüche, die im Jahre 1958 entstehen, eine neue Bemessungsgrundlage maßgebend, die zwar zur Zeit noch nicht verkündet ist, die aber einigermaßen zutreffend vorausberechnet werden kann, weil die dafür notwendige Bezugsgröße (das durchschnittliche Bruttoeinkommen des Jahres 1956 — bekannt ist. Es kann deshalb damit gerechnet werden, daß die Bemessungsgrundlage für das Jahr 1958 etwa um 6 Prozent auf 4542 DM erhöht werden wird.

Die neue Bemessungsgrundlage wirkt sich **nicht automatisch** auf die bereits laufenden Renten aus. Eine solche Anpassung hat sich der Gesetzgeber ausdrücklich selbst vorbehalten, dem die Bundesregierung erstmalig bis zum 30. September 1958 dafür entsprechende Vorschläge unterbreiten muß.

Kommen Aktien für den Lastenausgleich?

Neue Pläne zur Vorfinanzierung — „Endlich ein positiver Weg"

Zur Beschleunigung des Lastenausgleichs im Wege der Vorfinanzierung werden in Bonn gegenwärtig vier Projekte geprüft. Als aussichtsreich gilt dabei die vorzeitige Ablösung der Vermögensabgabeschuld des öffentlichen Vermögens und der Verpflichtungen großer Werke. Dieser Plan wird im Bundesschatzministerium erwogen, wobei man auch denkt, für die Schuld Aktien auszugeben.

Der sozialdemokratische Wirtschaftsexperte Dr. Heinrich Deist hat den Plan zur Vorfinanzierung des Lastenausgleichs durch Aktien begrüßt und als „endlich einmal ein positiver Weg zur Abwicklung des Lastenausgleichs" bezeichnet. Der Plan stammt von dem Vorstandsmitglied der Lastenausgleichsbank Dr. Ziemer, Dr Deist hält es für wahrscheinlich, daß sich der Bundestag mit dem Vorschlag befassen und ihn die SPD-Fraktion unterstützen werde.

Im einzelnen sieht Dr. Ziemers Plan vor, daß Aktiengesellschaften ihre Abgabeschuld nicht nur in bar, sondern auch in Aktien ablösen können. Diese Aktien sollen von der Lastenausgleichsbank in einen Sonderfonds genommen und nicht bevorrechtigten Geschädigten ein Anspruch auf diese Zertifikate gegeben werden, wenn sie mit einer zwei- bis dreijährigen Verkaufssperre einverstanden seien. Dadurch könne sichergestellt werden, daß nicht bevorrechtigte Geschädigte in absehbarer Zeit wenigstens Teilbeträge auf ihren Anspruch erhielten.

Hausratshilfe 1. und 2. Rate

Bis zum 30. 9. 1957 wurden 7 378 888 Anträge auf Hausratentschädigung eingereicht,, die folgende Erledigung gefunden haben:

Auf 5 021 742 Anträge oder 68.1 v. H. wurde die 1. und 2. Rate der Hausratshilfe bewilligt, auf 654 382 Anträge oder 8,9 v. H. wurde zunächst nur die 1. Rate der Hausratshilfe bewilligt, 956 583 Anträge oder 13,0 v. H. wurden abgelehnt, 746 181 Anträge oder 10,0 v. H. sind unerledigt. Die bewilligten (auszuzahlenden) Beträge für die 1. Rate haben die Höhe von 2151,3 Mill. DM erreicht. Von diesem Betrage entfallen 1222,5 Mill. DM oder 56,8 v. H. auf Vertriebene, 918,4 Mill. DM oder 42,7 v. H. auf Kriegssachgeschädigte, der Rest auf die Ostgeschädigten. Auf einen mit der 1. Rate bewilligten Antrag entfielen durchschnittlich rd. 379,— DM.

Die bewilligten (auszuzahlenden) Beträge für die 2. Rate belaufen sich auf insgesamt 2101,9 Mill. DM mit einem Durchschnittsbetrag von rd. 419,— DM je Fall. Diese verteilen sich zu 55,5 v. H. auf Vertriebene und 44,0 v. H. auf Kriegssachgeschädigte. Der Rest von 0,5 v. H. entfällt auf die Ostgeschädigten.

Insgesamt wurden also bis zum 30. 9. 1957 an Hausrathilfe für die 1. und 2. Rate 4253,2 Mill. DM bewilligt. Zusammen mit dem nach dem Soforthilfegesetz für Hausratshilfe bewilligten Beträge von 559,5 Mill. DM ist die Gesamthöhe der Bewilligungen für dem 8. ÄndG. LAG auf annähernd 4,2 Milliarden DM zu schätzen.

Der weitere Finanzbedarf für Hausratentschädigung ab 1. 10. 1957 ist unter Berücksichtigung der Leistungsverbesserungen nach dem 8. ÄndG. LAG auf annähernd 4,2 Milliarden DM zu schätzen.

Förderschulinternate in Nordrhein-Westfalen

Auch Umschulung von polnischen Gymnasien auf deutsche höhere Schulen

Insgesamt 51 Förderschulinternate sind Nordrhein-Westfalen für Kinder und Jugendliche aus den ostdeutschen Gebieten eingerichtet worden. In diesen Internaten wird den Schülerinnen und Schülern, die eine nur mangelhafte Schulausbildung hinter sich haben, die Abschlußreife deutscher Volksschulen vermittelt. An einigen Internaten laufen auch Lehrgänge, welche den Teilnehmern die Umschulung von den bisher besuchten polnischen Gymnasien auf deutsche höhere Schulen ermöglichen sollen. Bei der Einrichtung der Internate wirkten beide Kirchen, die Arbeiterwohlfahrt und die Landesregierung zusammen, welche im vergangenen Jahr mehr als 824 000 DM beisteuerte.

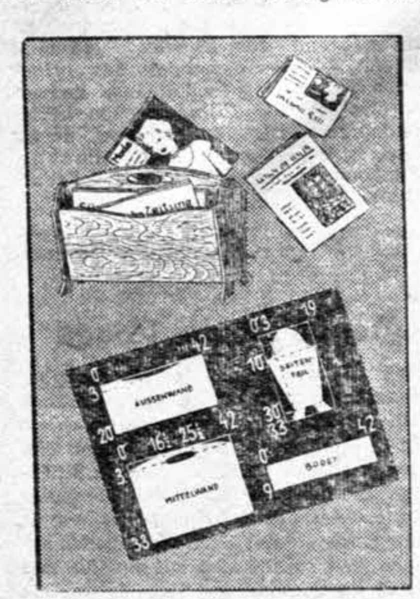
Ebenfalls Förderschule in Bornholder

Die in Bornholder eingerichtete Förderschule für Spätaussiedlerkinder und -jugendliche begann am 9. Dezember mit dem Unterrichtsbetrieb. 53 Schüler im Alter von 14—24 Jahren, die aus den unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten stammen, nehmen an dem Unterricht teil, der vor allem auf die Vervollkommnung der deutschen Sprachkenntnisse abzielt. Auf dem Lehrplan stehen außerdem Geschichte, Religion und Turnen. Die Schüler möchten möglichst bald in das achte und Ostern 1958 in das neunte Schuljahr der Bornholderer Volksschule übertreten, um später mit dem Abschlußzeugnis einer normalen deutschen Schule einen Beruf ergreifen zu können. Die Teilnehmer sind internatsmäßig in Jungmänner-Wohnheimen des CVJM in Bornholder untergebracht. Die Kosten trägt das Land Rheinland-Pfalz. Mit der staatlichen Anerkennung der Schule wird in Kürze gerechnet.

Wir basteln einen Zeitungsständer

Ist es nicht immer so: grade wenn man sie braucht, ist sie weg: die Zeitung. Und dann wird gesucht und gewühlt, und jeder in der Familie war der Meinung: sie müßte einen bestimmten Platz haben! Aber wo?

Und das ist doch eigentlich ganz einfach: bauen wir einen Zeitungsständer!



Mit ein paar Fächern, in dem alles noch Lesenswerte, die Tageszeitung, das Modejournal der Mutter, Euer „Pfeil" natürlich nicht zu vergessen, seinen besonderen Platz hat.

Paßt auf, es macht den Laubsägebastlern unter Euch einen Mordsspaß. Nach den Übersichten mit Maßangaben in Zentimetern sind die einzelnen Teile des Ständers in natürlicher Größe auf etwa 1 cm starkes Holz aufzuzeichnen und auszusägen. Und zwar brauchen wir zwei Außenwände, eine Mittelwand, zwei Seitenteile und einen Boden. Nachdem alle Ränder mit Glaspapier geglättet sind, werden die Längsränder des Bodens mit einer Feile etwas abgeschrägt. Dann leimt man den Boden zwischen die Außenwände, leimt die Seitenteile beiderseits dagegen, so daß die Außenwände 1 cm innerhalb der schrägen Seitenteilränder parallel mit diesen verlaufen. Zuletzt wird die Mittelwand, die den Zeitungsständer in zwei gleichgroße Fächer teilt, hineingeleimt. Zur besseren Haltbarkeit kann man die Teile auch noch mit kleinen Stiften zusammennageln. Der fertige Ständer wird entweder gebeizt oder mit Ölfarbe gestrichen und lackiert.

Und die noch nie eine Laubsäge in der Hand hatten, für die wäre es ein erstes lohnendes Probestück. Nur immer beherzt ans Zeug! Ich halte Euch den Daumen.

Meine Erinnerungen an Königsberg

Wettbewerb der Patenstadt für junge Königsberger

Immer bemüht, die Verbundenheit mit den heimatvertriebenen Königsbergern zu pflegen und die Erinnerung an Königsberg wachzuhalten, ruft die Patenstadt Duisburg die jungen Königsberger auf, in einem Wettbewerb Aufsätze über Königsberg zu schreiben und einzusenden.

Teilnahmeberechtigt sind junge Königsberger der Geburtsjahrgänge 1931 bis 1945. Sie selbst oder ihre Eltern müssen in Königsberg (Pr.) gewohnt haben.

Aufsatzthemen: Geburtsjahrgänge 1942 bis 1945: „Wir sprechen in der Schule über Königsberg"; Geburtsjahrgänge 1936 bis 1941: „Wir sprechen zu Hause über unsere Vaterstadt Königsberg"; Geburtsjahrgänge 1931 bis 1935: „Meine Erinnerungen an Königsberg."

Im Kopf des Aufsatzes ist das Thema und das Datum anzugeben.

Auf einem besonderen Blatt sind mitzuteilen:

1. Name des Einsenders, Geburtsdatum, Geburtsort, jetzige Anschrift, gegebenenfalls Schule und Klasse oder Beruf;
2. Name der Eltern, jetzige Anschrift, ehemalige Königsberger Anschrift.

Einsendeschluß: 20. Februar 1958. Es gilt das Datum des Poststempels.

Der Aufsatz ist zu senden: An die Stadt Duisburg — Wettbewerb für junge Königsberger.

Die besten Arbeiten in jeder der drei Gruppen werden ausgezeichnet mit

1 Preis zu 150 DM und einem Buch,
2 Preisen zu je 75 DM und einem Buch,
2 Preisen zu je 25 DM und einem Buch,
5 Buchpreisen.

Bei besonders guten Ergebnissen können der Wert und die Zahl der Preise erhöht werden.

Über die Preisverteilung entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges ein Ausschuß, dem folgende Königsberger Persönlichkeiten angehören:

Herr Hellmuth Bieske, Konsul a. D., Vorsitzender der Stadtvertretung Königsberg in der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg;

Frau Dr. Bräun, Realschuldirektorin der Agnes-Miegel-Realschule Duisburg;

Herr Erich Grimoni, Realschuldirektor, Kulturreferent der Landsmannschaft Ostpreußen, Düsseldorf;

Herr Karl Herbert Kühn, Schriftsteller, Stadtoldendorf;

Herr Wilhelm Matull, Regierungsdirektor, Leiter der Staatsbürgerlichen Bildungsstelle des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf.

Die Aufsätze gehen in das **Eigentum der Stadt Duisburg** über. Die Stadt hat das Recht, sie zu veröffentlichen.

Wer an dem Wettbewerb teilnimmt, ist mit den Bedingungen einverstanden.

Der Oberstadtdirektor.

Des Menschen Weg

Kein Weltgeist, kein Dämon regiert die Welt: was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und ihr Schicksal in ihre Hände gelegt. Dies ist unser Rang, dies ist unsere Größe, daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben sind, ausbilden; es gibt keinen anderen Weg zum Glück der Menschheit.

Adalbert Stifter

Ob mit dem Lorbeer oder dem Diadem geschmückt, immer werde ich meine Ruhe nur in meinem eigenen Herzen suchen.

*

Unser Leben eilt schnell dahin von unserer Geburts- bis zu unserer Todesstunde. Des Menschen Bestimmung ist es, während dieser kurzen Zeit für das Wohl der Gemeinschaft zu arbeiten, der er angehört. Menschen und Menschenarbeit ist der Reichtum eines Staates.

* *

Man muß die Menschen ermutigen, anstatt sie abzuschrecken.

Friedrich der Große



Nummer 1 — Januar 1958



Frohe Fahrt ins neue Jahr!

George Washingtons deutsche Generale

(VDA) Selbst in dem heutigen Nordamerika ist es bekannt, daß der deutsche Einwanderer seit mehr als 250 Jahren eine wesentliche wirtschaftliche und kulturelle Rolle bei der Erschließung des gewaltigen Kontinents gehabt hat. Daß diese Leistung hier und da auch offiziell anerkannt wird, freut uns, aber im allgemeinen, vor allem auch im amerikanischen Schulunterricht, wird wenig von ihr gesprochen, wohl hauptsächlich deshalb, weil der deutsche Auswanderer nach USA selbst bemüht ist, sich so schnell wie möglich der neuen Heimat anzupassen und sich im Gegensatz etwa zu Iren, Polen, Italienern und anderen europäischen Einwanderern nur selten auf diese Leistung beruft. Deutsche Namen spielen in der nordamerikanischen Geschichte seit altersher bis heute eine große Rolle, allerdings meist in amerikanischer Schreibweise, um nur ein Beispiel zu nennen — Eisenhower!

Trotz allen Heldenmutes wäre George Washington als Obergeneral der nordamerikanischen Freischaren der britischen Übermacht und militärisch-disziplinären Überlegenheit der englischen Generale nicht Herr geworden, wenn Friedrich Wilhelm von Steuben den Freischaren nicht das preußische Reglement beigebracht hätte. Steuben war Generalstabsoffizier Friedrichs des Großen und ging, da er in der Heimat für den auf Halbsold gesetzten Offizier nichts mehr zu tun war, als Freiwilliger nach Nordamerika, erwarb sich durch seine großen Kenntnisse sehr schnell das Vertrauen Washingtons und machte aus Freischärlern, die zwar hervorragende Schützen waren, disziplinierte Soldaten und verstand es, den Amerikanern klar zu machen, daß eine Armee auch eine bis ins kleinste klappende Verwaltung haben müsse. Er ist der Schöpfer des amerikanischen Dienstreglements und der Gründer von West-Point, der Wiege amerikanischen Berufssoldatentums. Die von General von Steuben geleitete Belagerung der Festung Yorktown, in der sich die britische Armee eine starke Bastion geschaffen hatte, endete mit der Kapitulation. Mit der Gefangennahme der britischen Truppen war der Weg frei für Verhandlungen, die mit der offiziellen Anerkennung der 13 Provinzen als „Vereinigte Staaten von Amerika" zum Siege der Freischärler führte.

Steuben war vor allem der weitplanende Organisator, der aus der nordamerikanischen Geschichte nicht wegzudenken ist. Neben ihm aber gab es noch eine ganze Reihe anderer deutscher Männer in Nordamerika, die militärisch in dem Befreiungskrieg eine wesentliche Rolle spielten. Vor allem ist da der pfälzische Kolonistensohn Nikolas Herchheimer zu nennen, der die Miliz des Mohawktals, hauptsächlich deutsche Siedler, organisierte und eine aus Kanada vormarschierende britische Armee, die von Indianern verstärkt wurde, bei Oriskany im Sommer 1777 vernichtend schlug. Bei dieser Schlacht wurde er selbst schwer verletzt und starb wenige Tage nachher. Ein hoher Obelisk auf dem Schlachtfeld von Oriskany kündet die Heldentaten der Pfälzer Freischärler des Mohawktales.

Pastor Peter Mühlenberg organisierte in Woodstock in Virginien ein Regiment, das er bald auf eine vier Regimenter zählende Brigade Freiwilliger vergrößern konnte, als deren General er an vielen Schlachten ruhmvoll teilnahm. Er war ein persönlicher Freund Washingtons. Das Bronzedenkmal General Mühlenbergs steht vor dem Stadthaus in Philadelphia. Mühlenberg spielte nach dem Freiheitskrieg noch Jahrzehnte hindurch eine große politische Rolle im Staate Pennsylvanien.

Der Franke Generalmajor Johann von Kalb, der es in der königlich französischen Armee zum Oberstleutnant gebracht hatte, ging zusammen mit Lafayette als Freiwilliger nach Amerika und kämpfte an verschiedenen Kriegsschauplätzen mit großer Bravour, so daß ihn der Kongreß bald zum Brigadegeneral und nachher zum Generalmajor beförderte. In der für die Amerikaner unglücklichen Schlacht bei Camden in Südkarolina erlitt Johann von Kalb am 19. 8. 1780 den Heldentod. Der Kongreß setzte ihm in den Anlagen der Militärakademie zu Annapolis ein schönes Denkmal.

Unter den vielen deutschen Heldennamen des amerikanischen Befreiungskrieges stehen diese vier deutschen Generale Washingtons an erster Stelle.

Spruch

Lache des Sturms!
Er ist dein Gefährte.
Recke dich kühn
Und beuge dich nicht.
Sei allen Schwachen
Stiller Beschützer
Und ihrer Schwäche
Spotte du nicht.
Habe den Himmel
In deinen Augen
In deinem Herzen
Wahre dein Land.
Bleibe der Erde,
Die dich geboren,
Immer gehorsam,
Liebend und gut.

Hans Bahrs



Des einen Freud . . .



. . . des anderen Leid

Interessantes aus der alten Heimat

Die erste Käsefabrik Nordostpreußens

Im Jahre 1842 wurde in Heydekrug (Memelland) die erste Käsefabrik Nordostpreußens in Betrieb genommen. Erst viel später übernahmen die Molkereien, die übrigens oft von Schweizern geleitet wurden, die Herstellung des weltberühmten Tilsiter Käses. Bis zum ersten Weltkrieg war es noch gang und gäbe, daß auch die Bauern ihren „Tilsiter" selbst herstellten und auf den Märkten damit handelten.

Spät konfirmiert

1718 wurde durch den damaligen Soldatenkönig in Ostpreußen die Konfirmation eingeführt. Zum Konfirmandenunterricht wurden jedoch nur junge Menschen im Mindestalter von 15 Jahren zugelassen. Der Konfirmandenunterricht dauerte übrigens mindestens zwei Jahre und wurde sehr streng durchgeführt; bei Nichterscheinen gab es Geldstrafe. Unwissende junge Leute wurden nicht angenommen, so daß nicht selten Konfirmanden im Alter von 20 bis 25 Jahren dabei waren.

Lepraheim in Ostpreußen

Vor etwa 30 Jahren befand sich in Blauberg (Süd-Afrika) ein Lepraheim, das von einer Ostpreußin geleitet wurde. — Bis zum Ende des zweiten Weltkrieges war übrigens, was nur wenige wissen, unweit Memel — tief verborgen im dichten Walde und von einem hohen Zaun umgeben — ebenfalls ein Lepraheim. Betreut wurden die Kranken von einer ostpreußischen Diakonissin, die sich selbstlos zur Betreuung der Kranken auf Lebenszeit verpflichtet hatte und dort schon über dreißig Jahre wirkte. Bis zuletzt ist sie von der Leprakrankheit verschont geblieben. Was aus dem Lepraheim geworden ist, weiß man nicht.

Im östlichen Lettland befand sich übrigens ein ähnliches Heim. Es wird gesagt, daß dieses Heim durch Kampfhandlungen zerstört worden und ein Teil der Insassen geflohen sein soll.

Schlecht bezahlte Schulmeister

Das Einkommen der Schullehrer in Ostpreußen war im 18. und auch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts so gering, daß die Inhaber verschiedener Lehrerstellen mit königlichem Privileg eine Hökerei (Kleinverkauf von Waren) betreiben und Branntwein ausschenken durften, um auf diese Weise ihr wirklich karges Gehalt etwas aufzubessern. In manchen kinderreichen Lehrerfamilien herrschte damals bittere Not. ha.

Es wäre Tollkühnheit, wenn man in einem Pulvermagazin ein Streichholz anzündete, um das Buch der Weisheit lesen zu können.

CHARLES MORGAN

Film — so und so

Neben dem Buch ist der Film zu einem der mächtigsten Bildungs- oder auch Verbildungsmittel unserer Zeit geworden. Es gibt wenig, das so viel Einfluß auf das Werden und Wachsen der jungen Menschen ausübt, wie gerade die Filmleinwand. Nirgends aber finden wir so viel Naivität und Verantwortungslosigkeit wie auf diesem Gebiet.

Im Film sucht der Mensch unserer Zeit sich für das zu entschädigen, was, wie er glaubt, das Leben ihm verweigert. Was verweigert es uns denn? Sind es nicht oft unwesentliche banale Dinge, vor denen uns die Wirklichkeit bewahrt? Es wird doch niemandem im Ernst einfallen zu glauben, das Leben, das uns da im Film meistens gezeigt wird, diese aus dem Nichts herausgezogenen Treibhauskonflikte, seien wirklich das Eigentliche und Erlebenswerte.

Leider muß der ernste Beobachter auch hier bestätigen, daß in mancher Hinsicht das Gefühl für das Wesentliche abhanden gekommen oder noch nicht erwacht zu sein scheint. Wo versucht wird, Mangel an echtem Können und Ideenreichtum durch billige Café-haus- und Wildwestpoesie auszugleichen, da entsteht Kitsch, der gerade uns jungen Menschen, die wir nach einer echten Aufgabe suchen, widerwärtig sein muß. Zum Glück haben wir eine freie Meinung und es ist uns gestattet, dem, was unseren Idealen ausweicht, was unseren Hunger nach einer gesunden und klaren Atmosphäre mißachtet, aus dem Wege zu gehen. Wir können es uns nicht leisten, mit unseren sauer verdienten Groschen die Lebenshaltung einer Klasse von Menschen zu unterstützen, die von der Frische und Gesundheit unserer Jugend zehrt, die ernste Probleme verzerrt und uns die Unbefangenheit und Nüchternheit gegenüber unserer Zukunft raubt. Gewiß, es wurde in mancher Hinsicht der richtige Einsatz versucht und vieles ist gelungen. Unser Tadel trifft nicht die Verantwortungsbewußten, die danach streben, uns zu den wesentlichen Werten hinzuführen; aber viel bleibt noch zu tun. Mit dem Recht und dem Ungestüm der Jugend fordern wir, unseren Hunger nach dem Wertvollen und Echten nicht zu übersehen und unsere Sehnsucht nach Zielen, für die es sich zu leben lohnt, zu unterstützen.

Barbara Lind

„Radar" lange bevor der Mensch daran dachte

Schon vor etwa hundert Jahren hat man angefangen, Versuche mit Fledermäusen anzustellen. Man verband ihnen die Augen, aber sie flogen genau so gut wie vorher. Es sind ja Nachttiere, die sich sowieso in der Dunkelheit zu orientieren vermögen. Dann verklebte man ihnen die Ohren — und siehe da, jetzt waren sie auf einmal hilflos, stießen an und zogen es alsbald vor, nicht zu fliegen.

Nun wußte man, daß sich die Fledermäuse mit den Ohren orientieren; aber immer noch blieb es unklar, wie sie das anstellten. Der Mensch mußte erst Radar- und Schall-Ortungsgeräte erfinden, um dieses Geheimnis der schöpferischen Natur zu entschleiern. Die Fledermäuse benutzen also Radar; oder genauer ausgedrückt, die Natur hat sie mit einem handlichen und vollkomenen Verfahren der Echo-Peilung ausgerüstet, das der Mensch ebenfalls erst nacherfunden hat. Die Echo-Lotung ist uns aus der Schiffahrt bekannt. Dabei werden die Schallwellen ausgestrahlt; das Echo wird aufgefangen, und die Zeit zwischen der Aussendung des Schalls und dem Eintreffen des Echos wird gemessen. Da man weiß, wie schnell sich der Schall ausbreitet, kann man auf diese Weise die Entfernung eines Berges oder beispielsweise des Meeresbodens — also die Meerestiefe — feststellen.

Bei der Echo-Lotung bevorzugt man nun sogenannte Ultraschallwellen. Das sind Schallwellen, die so schnell schwingen, daß das menschliche Ohr sie nicht mehr wahrnehmen kann. Es gibt tatsächlich Geräusche, die man nicht mehr hören kann.

Wir wollen uns das an einem kleinen Gedankenexperiment klarmachen. Stellen wir uns einen Apparat vor, der tiefe und ganz hohe Töne erzeugen kann. Wir schalten ihn ein — und hören zunächst nichts. Aber wir fühlen Schwingungen, wie feine Bodenerschütterungen. Das sind die ganz tiefen „Töne", der sogenannte Infraschall, den man nicht hören kann.

Wir schalten weiter, die Töne werden höher und höher und damit auch hörbar. Aus dem tiefen Brummen wird allmählich ein helleres Pfeifen, das immer höher und schriller wird — bis wir es auf einmal nicht mehr hören. Trotzdem spüren wir noch eine Art Druck im Ohr; das Geräusch ist also noch da, aber unsere Ohren können es nicht mehr wahrnehmen. Das ist Ultraschall.

Mit diesem Ultraschall orientieren sich die Fledermäuse!

Ihr Kehlkopf ist so gebaut, daß sie damit Ultraschallwellen erzeugen können. Diesen Ultraschall-Schrei oder Pfiff stoßen sie durch den geöffneten Mund oder die Nase aus. Bei manchen Fledermausarten ist die Nase sogar zu einer Art Richtstrahler ausgebildet. Wegen der eigentümlichen Form dieser Nasen nennt man diese Fledermäuse „Hufeisennase".

Die Schreie oder Pfiffe sind sehr kurz; sie dauern nur eine Zweihundertstel-Sekunde. In jeder Sekunde kann die Fledermaus bis zu 170mal „senden". Jede „Sendung" wird von Gegenständen oder Tieren im Flugweg der Fledermaus als Echo zurückgeworfen. Der Rhythmus wechselt mit der Fluggeschwindigkeit und der Entfernung des Hindernisses, so daß sich Laut und Echo nicht decken. Dadurch gewint die Fledermaus ein gehörtes Bild des Raumes.

Die eigenen Schreie hört die Fledermaus nicht, weil der Gehörgang im Ohr sich während des „Sendes" jedesmal schließt. — Das Geheimnis des orientierten Fluges der Fledermäuse kennen wir erst seit der Erfindung von Ultraschallgeräten. Die „Radaranlage" dieser Tiere ist vollkommener als alle Vorrichtungen unserer eigenen Radartechnik.

Aus Gartmann „Vom Kompaß zur Funkmeßtechnik" (3,50 DM), Wilhelm-Andermann-Verlag, München.

Denkt an die Vögel

Wir alle wissen, daß die kleinen munteren Sänger nicht nur zu unserer Freude erschaffen wurden, sondern daß auch sie ihre Aufgaben zu erfüllen haben. Im Sommer sorgen sie dafür, daß die Schädlinge in den Gärten nicht überhandnehmen; deshalb müssen wir im Winter dafür sorgen, daß sie keinen Schaden erleiden. Wir sollten also Futterplätze und Nistkästchen schaffen. Der Futterplatz muß möglichst gut gegen Nässe und — Katzen gesichert sein. Sie werden so angebracht, daß die Einflugöffnungen nach Südosten gerichtet sind. Damit wird das Eindringen von Schnee und Regen vermieden.



Das Winterfutter ist vielfältig. Hanf, Mohn, Leinsamen, die getrockneten Kerne von Sonnenblumen, Kürbis, Gurken, Äpfeln und Birnen sind ihnen willkommen. Auch getrocknete Beeren des Weißdorns, Holunders oder der Eberesche sind für alle Vögel geeignet. Hirse und Grieß oder zerkleinerter Reis sind ihre Mehlpeisen. Darüber hinaus hängt man ein Stückchen Hammel- oder Rindertalg am Futterplätzchen auf. Brot und Kartoffeln sind unter allen Umständen zu vermeiden, sie nehmen zu stark Feuchtigkeit an und schaden nur.

Donauschwäbische Bilanz – Weg einer Volksgruppe

Ein Bericht über die Donauschwaben hätte vor zehn Jahren wohl noch mit einer Begriffsbestimmung anfangen müssen. Heute ist das anders; es gibt zwar keine Volksgruppenpropaganda mehr, dafür aber leben große Teile der Donauschwaben mitten unter uns und bieten uns eine unmittelbare Anschauung ihrer Eigenart. Die schwarzen Kopftücher ihrer Frauen, die schwarzen Hüte und oft auf ungarische Art geschnittenen üppigen Schnurrbärte ihrer Männer sind in unseren Dörfern und Städten ein täglicher Anblick geworden, dem nichts Sensationelles mehr anhaftet. Und besonders in Baden-Württemberg findet man wohl keinen Verwaltungsbeamten mehr, dem ein Donauschwabe zu seiner Identifizierung lange Erklärungen geben müßte. Es ist kein Zufall, daß gerade dieses Bundesland die Patenschaft über die Donauschwaben übernommen hat, — über die Namensverwandtschaft mit den Württembergern hinaus bestehen bis in das 18. Jahrhundert zurückreichende Sippenverbindungen zum südwestdeutschen Raum einschließlich der Pfalz, gemeinsame Anklänge in Mundart und Brauchtum und enge Berührungspunkte in der Mentalität. Es ist darum begründet, die donauschwäbische Bilanz mit der positiven Feststellung zu beginnen, daß diese Menschen ihrer neuen Umwelt keine Fremden mehr sind. Allerdings mußte dieser Posten auf der Habenseite mit einem ungeheuren Soll erkauft werden: mit dem Verlust der eigenen Volksgeschichte außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebietes.

Diese Geschichte war die Geschichte von Pionieren. Die Vorfahren der Donauschwaben kamen vor zwei Jahrhunderten aus den Gegenden um Rhein, Mosel und Neckar als freie Bauern des Wiener Hofes in das damals nach endlosen Türkenkriegen fast völlig verheerte Land um Donau, Theiß und Marosch. Sie begannen in einem friedfertigen „furor teutonicus" sofort, Ordnung zu schaffen und „aus Sümpfen eine neue Welt" zu heben. Einem überlieferten Worte nach hatten dabei die Ersten den Tod, die Zweiten die Not und erst die Dritten das wohlschmeckende weiße Brot Pannoniens. Sie erbauten schnurgerade, weißgetünchte Dörfer von den Ausmaßen deutscher Kreisstädte, und jedes dieser Dörfer bildete wirtschaftlich, gesellschaftlich und sprachlich eine in sich geschlossene Welt. Die Sicherheit der Donauschwaben im Umgang mit dem Ackerboden grenzte schließlich an das Bravouröse; sie wurden anerkanntermaßen die meisterhaftesten Bauern Europas. Obwohl sie weder eine Adelsschicht noch Gutsbesitzer im feudalen Sinne hervorbrachten, zeichnete sich ihre Agrikultur durch einen Zug ins Große, ja sogar schon durch eine gewisse Eleganz aus. Diese ihre Stärke — gepaart mit bienenhaftem Fleiß und fast schon geiziger Sparsamkeit — erhob sie zu technischen Lehrmeistern der übrigen Völker des Raumes, die von Natur aus gewiß nicht weniger begabt, aber weniger gut organisiert waren.

> **Für die Ersten den Tod,**
> **Für die Zweiten die Not,**
> **Für die Dritten das Brot.**
>
> Spruch aus der Batschka

Ein flüchtiger Blick auf die Statistik zeigt, wie erschreckend stark gerade diese Volksgruppe von der Katastrophe von 1945 betroffen wurde. Aus den schätzungsweise 100 000 Familien, die von Maria Theresia und Joseph II. auf den heutigen Territorien Ungarns, Jugoslawiens und Rumäniens angesiedelt worden waren, hatten sich bis 1944 knapp 2 Millionen Donauschwaben entwickelt. Etwa 1 770 000 davon lebten in den geschlossenen Siedlungsgebieten im Südosten Europas, der Rest war schon vorher nach Übersee ausgewandert, hauptsächlich in die USA.

Und heute? Ungefähr 300 000 Donauschwaben sind überhaupt nicht mehr registrierbar; sie sind im Kriege gefallen oder nach dem Kriege in Konzentrationslagern umgekommen. Von den 650 000, die einst auf Jugoslawien entfielen, gibt es dort noch etwa 40 000; sie werden mit jedem Tage weniger, weil es sie nach Deutschland zieht. Besser sieht es in Ungarn aus, wo von den einst 600 000 Deutschen beinahe die Hälfte zurückgeblieben ist, während der Schwund der vormals 350 000 Donauschwaben in Rumänien sogar nur etwas mehr als ein Drittel beträgt. Insgesamt leben in den südöstlichen Herkunftsgebieten gegenwärtig noch an die 660 000 Donauschwaben — ungefähr ebensoviele wie in Deutschland, Österreich und Frankreich zusammengenommen. Wenn man hinzunimmt, daß der amerikanische Ableger sich in den letzten Jahren stark vermehrt hat und heute etwa 400 000 Seelen betragen dürfte, wird einem klar, daß sich die Donauschwaben aus der Gemeinschaft der übrigen vertriebenen

> **Was wissen wir voneinander?**
> Folge 4 / Donauschwaben

ostdeutschen Stämme durch eine besonders starke Streuung über Kontinente hinweg herausheben. Ihre in Salzburg erscheinende Wochenzeitung „Neuland" wird in 24 Länder der Erde verschickt.

Besonders kraß wird das donauschwäbische Schicksal von folgendem Fall beleuchtet, der auf den ersten Blick unglaubwürdig wirkt, jedoch leider kein Einzelfall ist: Der Mann lebt in Argentinien, seine Frau mit Tochter in Deutschland, die Schwester in Australien, die Großmutter in Hatzfeld im Banat, ein Onkel in Ungarn, eine Tante in Kanada, und der Rest der Verwandtschaft ist über die Baragan-Steppe am Schwarzen Meer verstreut.

Das ist aber nicht nur weltweites Leid, es sind auch weltweite Möglichkeiten. Denn es gehen Briefe, Berichte und Besuche hin und her, in denen sich die verschiedensten nationalen Terminologien gegenseitig abschleifen, und das ist ein wesentlicher Beitrag zur Befriedung der politischen Atmosphäre. Ein Problem bleibt dabei, wie die Donauschwaben in der Bundesrepublik ihre wirtschaftliche Sanierung mit dem Heimatgedanken in Einklang bringen sollen. Sie sind im kleinen das, was die Deutschen heute im großen sind: ein gespaltenes Volk.

Im Westen sind sie wieder zu einem gewissen Wohlstand gelangt, und es ist kein Geheimnis mehr, daß die Donauschwaben sich heute schon viel weniger mit der Frage einer möglichen Rückkehr in die Heimat beschäftigen als etwa die Schlesier oder die Sudetendeutschen. Werden sie ihr „Stammhaus" im Osten vergessen? Wenn ja, dann würde dies bedeuten, daß sie ihre Spaltung, die von fremden Mächten eingeleitet wurde, durch einen freiwilligen Akt vollenden; sie müßten dann überall dort, wo sie leben, in ihrer Umwelt aufgehen und würden aufhören, als Donauschwaben zu bestehen. Wenn aber nein — das heißt, wenn sie sich um Erhaltung und Vertiefung ihrer Verbindungen zu den Stammesgenossen im Osten bemühen würden, müßten sie sich unablässig mit der Tatsache auseinandersetzen, daß ihre Heimatgebiete im Machtbereich des Kommunismus liegen. Das würde aber bedeuten, daß sie unmittelbar angehalten wären, sich jederzeit von zwei Seiten her zu begreifen und sich unablässig darüber Gedanken zu machen, wie die Dinge zwischen Ost und West weitergehen könnten. Das wäre für sie kein schöngeistiger Europäismus, sondern politischer Zwang.

Um die biologische Kraft dieses jüngsten deutschen Stammes war es in den vergangenen zwei bis drei Jahrzehnten nicht mehr besonders gut bestellt. Es ist errechnet worden, daß die Donauschwaben besonders in Jugoslawien nach ungefähr vier Generationen von der slawischen Volkskraft aufgesogen worden wären, wenn sie zugunsten ihres Wohlstandes an der Geburtenbeschränkung festgehalten hätten. Um so erstaunlicher ist allerdings, was sie in den vergangenen dreizehn Jahren selbst in der Zersplitterung noch geleistet haben. Das sei nur an drei so eindrucksvollen Beispielen wie die Trockenlegung des „Kolbenmoores" bei Rosenheim, die Wiederbelebung des praktisch ausgestorben gewesenen Dorfes La-Roque-sur-Pernes in Südfrankreich und die Errichtung der Siedlung Entre Rios bei Guarapuava im brasilianischen Staate Parana vor Augen geführt. Solche Taten sind nicht selbstverständlich in einer Zeit, da es leichter erscheint, die Belegschaften für drei Fabriken auf die Beine zu stellen als einen zuverlässigen Trupp von Landarbeitern für einen einzigen größeren Bauernhof.

In der Bundesrepublik gehört ihre große Leidenschaft dem Häuserbauen. Sie haben im Verhältnis zu ihrer Zahl schon mehr Eigenheime errichtet als irgendeine andere Gruppe von Vertriebenen. Der unruhige Drang vieler in Jugoslawien zurückgebliebenen Donauschwaben, nach Deutschland zu ziehen, geht zu einem großen Teil auf die Kunde zurück, daß man sich hier ein Haus bauen könne. Als besondere Repräsentation dieses Bauwillens kann die donauschwäbische Siedlung St. Stephan bei Darmstadt gelten, die schon vor der Währungsreform in eindrucksvoller Selbsthilfe errichtet worden ist.

Es scheint, als sei diese Form der Aktivität unter den gegebenen Umständen die geeignetste, den Hang der Donauschwaben zur Individualität auszudrücken. Auf politischem Gebiet wirkt dieser Individualismus sich so aus, daß sie keine große Organisation haben; sie sind unter den Vertriebenen in der Bundesrepublik so ungefähr die kleinste Gruppe, unterhalten aber die meisten Landsmannschaften, z. B. allein die Donauschwaben aus Ungarn deren drei. Das hat zur Folge, daß sie im öffentlichen politischen Kräftespiel immer den Kürzeren ziehen. Ihre Begeisterungsfähigkeit für weltanschauliche Parolen, fürs Organisieren und Gehorchen ist außerordentlich schwach entwickelt; sie sind es vom weitläufigen Tiefland her gewöhnt, daß jeder tut, was ihm beliebt. Leider geht ihre Konfessionslosigkeit im Geistigen so weit, daß sie sich bis heute kein Forum geschaffen haben, um in klärendem Gespräch ihren geschichtlichen Standort herauszuarbeiten.

Während die Siebenbürger Sachsen den Versuch unternehmen, durch die Errichtung eines eigenen Musterdorfes in Bayern ihre reiche Volkskultur wenigstens im Modellfall zu erhalten, sehen die Donauschwaben die Erfüllung ihres Erbes darin, daß sie sich überall in der westlichen Welt den neuen Gegebenheiten so schnell wie möglich anpassen und in altbewährter Unermüdlichkeit den wirtschaftlichen Aufstieg ihrer Länder fördern. Sie sind ein Menschenschlag, der sich immer bemüht, aus einer Situation das Bestmögliche zu machen. Das fällt ihnen um so leichter, als sie in der schrankenund waldlosen Tiefebene daheim mit ihrer Scholle nie auf die gleiche Art verwachsen waren, wie der Bauer einer eng umfriedeten Gebirgslandschaft es ist.

Man kann das Unglück, das sie betroffen hat, erst dann ganz verstehen, wenn man in Betracht zieht, daß sie eine sehr junge Volksgruppe sind und gerade erst in dieser Generation angefangen hatten, sich ein eigenes geistiges Gesicht zu geben. Inmitten dieses Reifeprozesses wurden sie aus ihren herrlichen Dörfern herausgerissen und in fremde Kulturkreise verpflanzt. Und nun bemühen sich etliche Idealisten, ihnen in der allgemeinen Diaspora, in der sie sich befinden, das gemeinsame Kulturbewußtsein zu erhalten, soweit sie es bei der Vertreibung schon hatten, und zu vermitteln, soweit sie es noch nicht hatten. Aber der Widerhall auf solche Bemühungen wird immer geringer. Dabei hat es den Donauschwaben an großen Männern nicht gefehlt, aber die meisten waren vom rasanten magyarischen Chauvinismus assimiliert worden. Auch heute fehlt es ihnen nicht an Begabungen auf allen Gebieten, aber sie werden häufig von der allgemeinen Teilnahmslosigkeit in das innere Exil gedrängt.

Der Sog unserer Wirtschaftskonjunktur ist oft stärker als der Flügelschlag des Geistes. Und die sentimentale Heimattümelei nimmt sich im Vergleich zur kraftvollen praktischen Bejahung des Hier und Jetzt immer mehr wie eine lyrische Floskel aus.

Dennoch kann man nicht sagen, die Donauschwaben stünden kurz vor ihrem Untergang. Im einzelnen haben sie sich großartig behauptet, und in kleineren Gemeinschaften ist es ihnen sogar gelungen, mit ihren hergebrachten Sitten und ihrem guten kulinarischen Geschmack auf ihre Umgebung abzufärben. Insgesamt aber ist es ihnen noch nicht einmal geglückt, sich auf eine gemeinsame Bezeichnung zu einigen. „Banater Schwaben", „Ungarndeutsche", „Jugoslawiendeutsche", „Donaudeutsche" und vieles andere mehr sind als Synonyme für ein und dieselbe geschichtliche Erscheinung ebenso ein Ausdruck ergötzlicher Eigenwilligkeit wie des allgemeinen deutschen Mangels an Gemeinschaftssinn. Und wenn wir das bei dieser Gelegenheit speziell unseren allseits geachteten Donauschwaben ins Stammbuch schreiben müssen, mögen die Angehörigen anderer Gruppen, bevor sie ein Urteil fällen, nachprüfen, ob es bei ihnen im Prinzip besser ist. Immerhin hat die Gefahr der Auflösung, die über den Donauschwaben schwebt, auch das gute Resultat gezeitigt, daß sie nicht als geschlossener Block mit programmatischen Forderungen dastehen. Sie haben kein starres Konzept, und kein Partner, der sich mit ihnen an einen Tisch setzt, braucht von ihnen die unnachgiebige Sprache des politischen Dogmas zu befürchten. Sie haben deshalb in den von Tag zu Tag aktueller werdenden Gesprächen mit unseren östlichen Nachbarn eine besondere Chance.

Johannes Weidenheim

Muttersprache

Muttersprache, süße traute!
Meiner Kindheit erste Laute,
Stammeln, Reden dank ich dir.
Hat in dir mich doch gelehret
Mutter, wie man Gott verehret,
Kindlich fromm wie lauscht' ich ihr!

Und der Vater sprach mit Mahnen:
Halte fest am Brauch der Ahnen;
Ehrlich, fleißig, sparsam sei,
Nüchtern, bieder; diese Gabe
Deutsche ziert, darum, o Knabe,
Bleib auch du derselben treu.

Joseph Gabriel

Donauschwäbische Anekdoten

In den dreißiger Jahren haben die Mittelbatschkaer Gemeinden ihre 150-Jahr-Feiern der Ansiedlung abgehalten. Zu diesen Festen sind viele Menschen zusammengeströmt, und es sind auch Landsleute aus der alten Heimat, der Pfalz, zu Besuch in die Batschka gekommen. Sie haben selbstverständlich auch bei der Bulkesser Ansiedlungsfeier im Jahre 1936 nicht gefehlt.

Den Pfälzer Gästen hat in Kulkeß alles sehr gut gefallen: das Dorf, die Gassen, die Häuser, die Stuben, die Leute, die Felder, die Wirtschaftshöfe — mit einem Worte alles. Auch die Kirche.

Einem Pfälzer schien es aber, als ob die Kirche in Anbetracht der vielen Menschen doch ein wenig zu klein wäre. Und er fragte einen Bulkenesser, ob denn die Leute alle Platz hätten in der Kirche. Dieser gab in einer Weise Bescheid, die dem Einheimischen leicht verständlich war, dem Besucher aber fast wie ein Rätsel vorkommen mußte. Der Bulkenesser sagte nämlich: „Wenn die Leute alle hineingehen, dann gehen sie nicht alle hinein. Gehen sie aber nicht alle hinein, dann gehen alle hinein!" (d. h. haben alle Platz.)

Einige Schwaben saßen in gewohnter Runde fröhlich beisammen. Plötzlich bekam einer einen Schlaganfall, sank um und war tot. Nach der ersten Bestürzung erhob sich die Frage: Wie soll man der armen Frau das Unglück schonend beibringen?

Sie brachten die Leiche vor das Haus, und der beherzte Wengerskarl sagte: „Etz leant nau mi mache!"

Er läutete und klopfte. Oben wurde Licht gemacht. Das Fenster ging auf und die Frau rief: „So brenget er se wieder, d' Sau, de wiascht?"

„Joo!"
„Hott er wieder gsoffa?"
„Des hot er au."
„Ont kartelt?"
„Hot er au."
„Hot er sei Geld wieder verspielt?"
„Des hot er au."
„Wenn er nau verrecka dät!"
„Des isch er au."

In einer Banater Schulklasse läßt der Lehrer die heimischen Flüsse nennen. „Die Marosch!" „Die Bega!" „Die Nera!" rufen die Kinder. Und einer: „Die Achs!" Da stutzt der Lehrer: „Die Achs? Was ist denn das? Einen solchen Fluß kenne ich nicht!" Darauf sagt der Bub: „Fragt nur meinen Vater, Herr Lehrer, der kennt ihn gut. Der sagt immer: Was nit die Marasch nuf ge'er Segedin geht, geht per Achs hin!"

Auslandsdeutsche Bibliothek

Das vor 1945 dem VDA angeschlossene Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart hat seit kurzem seine auf 150 000 Bände angewachsene Fachbibliothek samt Lesesaal wiedereröffnet. Die Bücherei, die dem deutschen und ausländischen Leihverkehr angeschlossen ist, ist die größte ihrer Art und enthält unter anderem auch 10 000 Bände deutschsprachiger Zeitungen der Jahrgänge 1917 bis 1945 aus dem gesamten Ausland sowie eine medizinische Bibliothek. Wie der Generalsekretär des Instituts, Dr. Franz Thierfelder, betonte, bestehen heute wieder die besten Kontakte mit dem gesamten Ausland einschließlich der Ostblockstaaten, die er darauf zurückführt, daß das Institut alle politischen Einflüsse aus seiner Arbeit ausgeklammert hat. (el)

Ostpreußen unter dem Doppeladler

Zum Gedenken an den 200. Jahrestag der ersten russischen Besetzung

Anfang Januar 1958 sind 200 Jahre verflossen, seit Ostpreußen eine mehrjährige tragische Periode durchmachen mußte, wie sie kürzer oder länger so oft das Schicksal von Grenzlanden gewesen ist, nämlich eine Besetzung durch feindliche Truppen.

Nach der Schlacht bei Gr.-Jaegerndorf im August 1757 hatte sich die russische Armee aus auch heute noch nicht ganz aufgeklärten Gründen aus Ostpreußen zurückgezogen, wobei es nicht abging ohne allerlei Greueltaten und Verschleppungen von Landeseinwohnern. Notgedrungen und nicht leichten Herzens hatte Friedrich der Große die preußischen Truppen aus der von seinen übrigen Ländern völlig abgeschnittenen Provinz weggezogen, sie waren ihm auf den anderen Kriegsschauplätzen bitter nötig, und Ostpreußen war auf die Dauer gegen die gesamte russische Heeresmacht ja doch nicht zu halten. „Man muß die Zweige opfern, wenn man den Stamm erhalten will" war die Ansicht des Königs, der ein Feind von halben Maßregeln war. Wichtige Archive, Kassen und die berühmte Silberbibliothek Herzog Albrechts waren vorher weggebracht worden, ebenso das wertvolle Trakehner Gestüt, das vor dem Siebenjährigen Kriege an die tausend Pferde zählte, darunter 503 Mutterstuten und außerdem zahlreiche Maulesel.

In das nunmehr wehrlose Land konnten die Russen Anfang Januar 1758 ungehindert einrücken. Königsberg wurde zum ersten Mal in seiner Geschichte am 21. Januar vom Feinde besetzt, und es begann nun die fast vier Jahre dauernde Besetzung des Landes. Am 31. Januar erklärte die Zarin Elisabeth Ostpreußen feierlich als Eigentum und Bestandteil des russischen Reiches.

Zunächst wurde General Graf Fermor Gouverneur, er sowohl wie sein späterer Nachfolger General Baron Korff entstammten ursprünglich deutschen Familien. Es bildete sich ein eigenartiger Zustand heraus: fast alle preußischen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden blieben im Dienst, sie wurden jedoch von den Russen kontrolliert, aber nach der damaligen russischen Art allmählich immer oberflächlicher. Die Landesgesetze blieben in Kraft.

Äußerlich dagegen vollzog sich manche Änderung. Die preußischen Münzen und Hoheitszeichen verschwanden, überall erschien der russische Doppeladler, nur auf dem Kuppelturm des Kgl. Waisenhauses am Sackheimer Tor zu Königsberg blieb der Preußenadler erhalten. Auf den Straßen der Hauptstadt und der vielen kleinen Garnisonen Ostpreußens änderte sich das Straßenbild; anstelle der blauen preußischen Uniformen und der weißen Röcke der österreichischen Kriegsgefangenen herrschte jetzt das russische Grün vor. Im allgemeinen aber wurde bei der russischen Truppe Disziplin gehalten. Es kamen wohl im Laufe der Zeit Übergriffe vor, doch wurden sie in der Regel entsprechend geahndet. Einiges Neue brachten die Russen mit, wie den starken Gebrauch von Tee und den bis dahin unbekannten Punsch, der bald sehr beliebt wurde. In Königsberg wurde die ehrwürdige Steindammer Kirche zur russischen Garnisonkirche umgewandelt, und das Fest der Wasserweihe, das alljährlich mit großem Pomp im Januar auf dem zugefrorenen Pregel gefeiert wurde, erweckte immer wieder das Staunen der Bevölkerung.

Mancherlei Druck lastete auf dem Lande. Starke Naturalleistungen waren an die russischen Truppen abzuführen, hohe Kontributionen hatten Stadt und Land zu entrichten. Das Geld wurde knapp, das Leben teuer. Mochte auch hier und da der Kleinhandel einigermaßen verdienen, so wurden doch der Wirtschaft des Landes große Wunden geschlagen. Die Haupt-Handelsquelle, die Getreide-Ausfuhr, stockte. Der Holzreichtum des Landes verminderte sich erheblich durch übermäßige und wilde Abholzungen auf der Kurischen Nehrung, wie auch in anderen Gebieten. Ebenso litt der einst so berühmte Wildbestand, die Elche wurden beinahe ausgerottet, der Biber starb ganz aus.

Demgegenüber mochte es wenig bedeuten, wenn die Russen sich nicht kehrten an die damals schon als überaltert empfundenen strengen Klassenunterschiede, die noch zum großen Teil in Ostpreußen herrschten. So wurden zu den Festlichkeiten im Königsberger Schloß, zu denen früher fast nur der Adel Zutritt hatte, jetzt auch die bürgerlichen Kreise Königsbergs hinzugezogen. Doch kam es nirgends zu einer Verbrüderung. Die gesamte Bevölkerung betrug sich durchaus würdig, einige Ausnahmen zählten nicht. In den Familien fanden russische Offiziere nur Zutritt, wenn sie Balten waren. Balten besuchten übrigens auch öfter die Vorlesungen der Universitäts-Professoren.

Für die Beamten wurde die Lage schwierig, als die Ablegung eines neuen Diensteides von ihnen gefordert wurde. Wollten sie aus Gewissenskonflikten den Treueid nicht leisten, so wären sie ohne Zweifel ihrer Ämter entsetzt worden. Russen wären an ihre Stelle getreten, die Russifizierung des Landes hätte gedroht. Um diese Gefahr zu verhüten, haben sie damals schweren Herzens den Eid geleistet, was Friedrich der Große in Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse leider Ostpreußen nie verziehen hat.

Wenn die russische Herrschaft trotz mancher Härte im großen und ganzen noch erträglich war, so wäre es dennoch naturwidrig gewesen, wenn unsere Vorväter als gute und anständige Preußen sie nicht als moskowitische Fremdherrschaft lästig und bitter empfunden hätten. An einen offenen Widerstand war in dem verhältnismäßig stark besetzten Lande nicht zu denken, zumal man sämtliche Waffen hatte abliefern müssen.

Nur im geheimen konnte man arbeiten, und zur Ehre Ostpreußens mag es gesagt sein, daß sich eine ganze Anzahl von Männern zu diesem Wagnis bereit fand. Vor allem war es der zweite Direktor und spätere Präsident der Gumbinner Kriegs- und Domänenkammer (= Regierung) Johann Friedrich Domhardt, der es mit großem Geschick und unter mancherlei persönlicher Gefahr verstand, im Verein mit dem Gumbinner Strumpfwirker Capeller, einem Salzburger, Verbindung mit Berlin über Pillau aufrechtzuerhalten. Natürlich haben damals alle diese Männer es vermieden, viel Schriftliches von sich zu geben, und so sind auch nur wenig Akten aus jener Zeit vorhanden. Aber es mag schon etwas Wahres daran sein, daß erhebliche Steuerbeträge auf dem Seeweg an die Königlichen Kassen nach Kolberg abgegangen seien, trotz des russischen Argwohns und Spitzelwesens einmal 100 000 und später gar 400 000 Taler, die Domhardt unter dem Bett seiner Tochter verborgen gehalten habe. Auch ostpreußisches Getreide soll über Polen und über Memel an die Proviantämter der preußischen Armee abgegangen sein. Das war in erster Linie das Werk Domhardts, seiner Klugheit und seinen geschickt geknüpften Verbindungen gelang es auch, manche wirtschaftlich ungünstige Maßnahme vom Lande abzuwenden. Schwieriger wurde der Verkehr mit Berlin durch die Festnahme des braven Postmeisters Wagner in Pillau, der anscheinend lose verwickelt war in die törichte, aber stark aufgebauschte „Pillauer Verschwörung". Auch der Umstand, daß ein Nationalrusse Suwarow, der Vater des späteren berühmten Feldherrn, Nachfolger des humanen Baron v. Korff wurde, erleichterte nicht gerade die stille Arbeit der Patrioten.

Wenn die Russen auch versuchten, die langen Grenzen der Provinz zu sperren, so gelang es jungen, unternehmungslustigen Ostpreußen doch, sich während des Krieges zum Heere des Königs durchzuschlagen. Besonders bekannt unter ihnen wurden später der junge David Neumann, Sohn eines Königsberger Kaufmanns, als General in die Geschichte eingegangen als v. Neumann-Kosel, der, schon todeskrank, 1807 die schlesische Festung Kosel so ruhmvoll verteidigte, und sein Freund, der spätere Kriegsrat (= Regierungsrat) Scheffner, der im Anfang des 19. Jahrhunderts im geistigen Leben Königsbergs eine bedeutende Rolle spielte. An sein Grab auf der Höhe des Galtgarbens wird sich mancher noch erinnern.

Auch die ostpreußischen Pfarrer machten aus ihrer Gesinnung in den Predigten kein Hehl, wenn sie natürlich auch vorsichtig sein mußten. Sie wußten entsprechende Predigt-Texte zu finden, wie z. B. „Freue dich nicht, meine Feindin, wenn ich am Boden liege" oder „Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses getan". Manches wurde von den Russen gemerkt, vieles auch nicht, aber es war doch ein Beweis, daß auch hier gut preußische Männer am Werke waren.

Anfang Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth. Ihr Nachfolger, Peter der Dritte, war ein großer Verehrer Friedrichs und beeilte sich mit Preußen Frieden zu schließen. Aber schon nach halbjähriger Regierung wurde er ermordet, von neuem drohte Ostpreußen die russische Besetzung. Doch hielt die neue Zarin Katharina II., eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst und Tochter eines preußischen Generals, an dem einmal geschlossenen Friedensvertrage fest und Mitte September zogen die Russen endgültig aus Ostpreußen ab. Domhardt, der mittlerweile Präsident der Königsberger Kammer geworden war, gelang es, die großen russischen Magazine günstig zu kaufen, was nicht unwesentlich zur Hebung der wirtschaftlichen Lage beitrug.

Ein gütiges Geschick hatte es gefügt, daß die russische Besetzung nur eine Episode blieb, und trotz aller Schäden konnte der König nach dem Friedensschluß Ostpreußen bezeichnen als „die im ganzen besterhaltene Provinz der preußischen Staaten".

Welch bittere Vergleiche drängen sich bei diesem Rückblick mit 1914 und vor allem mit 1945 auf!

General a. D. Dr. Walther Grosse

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hamburg Osdorf Blomkamp 51 unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären

Aus **Allenstein,** Lutherstr. 6b, wird Horst-Joachim Rüdiger **Szimanski,** geboren am 26. September 1942 in Berlin gesucht von seinem Vater Hans **Szimanski.** Nach dem Tode der Mutter, Anfang Mai 1945, kam Horst-Joachim Rüdiger Szimanski in das Kinderheim Allenstein, Schanzenstraße. Er soll von dort aus in ein Kinderheim nach Grislienen oder Dietrichswalde, Kreis Allenstein, gekommen sein. Wer kennt den Knaben Horst-Joachim Rüdiger **Szimanski** und kann uns über das Schicksal desselben Auskunft geben?

Aus **Brandenburg,** Kreis Heiligenbeil wird Fredy **Richter,** geboren am 16. Dezember 1939 in Brandenburg gesucht von seinen Eltern Edmund und Helene **Richter.**

Aus **Buchenhaim,** Kr. Schröttersburg werden die Geschwister Edith **Rimatzki,** geboren am 14. September 1943 und Herta **Rimatzki,** geboren am 15. Dezember 1939 gesucht von ihrem Vater Adolf **Rimatzki.** Bei den gesuchten Kindern befand sich die Mutter Wanda **Rimatzki,** geborene **Ristau,** sowie die älteren Geschwister Eugenie **Rimatzki,** geboren am 8. Oktober 1932 und Siegismund **Rimatzki,** geboren am 13. September 1936. Im Februar 1945 haben sich die Gesuchten bei einem Herrn August **Stelzer** oder **Stetzer** in Müncheberg/Mark aufgehalten.

Aus **Georgenwalde,** Kr. Samland, Steinstraße „Haus Theodor" wird Frank **Hageleit,** geboren am 24. Januar 1943, gesucht von seiner Großmutter Elisabeth **Eppelmann,** geboren am 9. November 1900. Bei dem gesuchten Kinde befand sich die Mutter Margarete **Hageleit,** geborene **Eppelmann.**

Aus **Gertlauken,** Kreis Labiau wird Bruno **Wabbel,** geboren am 7. Mai 1939 in Insterburg gesucht von seiner Tante Martha **Wabbel,** geborene **Wallat,** geboren am 29. August 1911.

Aus **Groß-Hubnicken,** Kreis Samland wird Irmgard **Thiel,** geboren am 25. Dezember 1939 gesucht von ihrem Großvater Julius **Thiel.** Bei dem gesuchten Kinde befand sich die Mutter Hertha **Thiel,** geboren am 8. Januar 1922.

Aus **Groß-Lindenau,** Kr. Samland wird Siegfried **Krause,** geboren am 4. Dezember 1938 gesucht von seinen Eltern Emma und Ernst **Krause.**

Aus **Heinrichswalde,** Kreis Elchniederung wird Hannelore-Hildegard **Koose,** geboren am 10. Januar 1944 gesucht von ihrer Mutter Hildegard **Koose,** geboren am 18. Februar 1922. Hannelore-Hildegard **Koose** befand sich zuletzt im Städtischen Krankenhaus in Königsberg/Ostpreußen, Samitter-Allee 45, und wird seit der Evakuierung des Krankenhauses vermißt. Wer vom Pflegepersonal des Städtischen Krankenhauses in Königsberg kann sich an das Kind Hannelore-Hildegard Koose erinnern und über den weiteren Verbleib desselben Auskunft geben?

Aus **Insterburg,** Immelmannstraße 10, wird Jürgen **Rudat,** geboren am 3. Dezember 1941, gesucht von seinem Großvater Robert **Rudat,** geboren am 11. September 1877. Jürgen **Rudat** befand sich mit seiner Großmutter Auguste **Rudat,** geboren am 22. Mai 1886, auf der Flucht. Am 6. März 1945 sollen beide noch bei Bullenwinkel, eine Station vor Kolberg, mit Bekannten gesprochen haben. Wer hat die Gesuchten zuletzt gesehen und kann über deren Verbleib Auskunft geben?

Aus **Königsberg,** Blücherstr. 19, wird Heinz-Jürgen **Klein,** geboren am 27. November 1944 gesucht von seinem Vater Theodor **Klein,** geboren am 25. September 1911. Heinz-Jürgen flüchtete mit seiner Mutter im April 1945 nach Mohrungen und von hier im November 1945 nach Werder über Altentreptow, Kr. Demmin/Pommern. Seitdem fehlt von den Gesuchten jede Nachricht.

Aus **Königsberg-Ponarth,** Ponarther-Straße 62 werden die Geschwister **Wölk,** Jürgen-Lothar, geboren am 28. Dezember 1942, Heinz-Günther, geboren am 7. Juni 1939, Marga-Gisela, geboren am 5. Oktober 1941 und Max-Dieter, geboren am 9. Mai 1937 gesucht von ihrer Schwester Hildegard-Traute **Rump,** geborene **Wölk,** geboren am 3 Oktober 1929.

Aus **Königsberg,** Schaakener-Straße 101 oder 103 wird Erika **Spatke,** geboren am 18. Mai 1939, gesucht von ihrem Vater Bruno **Spatke.** Erika soll mit ihrer Mutter Grete **Spatke,** geborene Wasserberg, 1945 auf dem Dampfer „Memel" von Hela aus geflüchtet sein.

Aus **Kroningen,** Kreis Samland werden Werner **Schulz,** geboren am 20. Juli 1940 in Usseinen Günther **Schulz,** geboren am 21. Juni 1939 in Usseinen und Helga **Schulz,** geboren am 24. Mai 1938 in Usseinen gesucht von ihrer Mutter Gertrud **Schulz,** geborene **Massalsky.**

Aus **Neuendorf,** Kreis Insterburg wird Gerda **Grigat,** geboren am 27. Juli 1933 in Neuendorf gesucht von ihrem Onkel Otto **Stock,** geboren am 11. Juli 1900 und von ihrer Tante Minna **Scherdin,** geborene **Bunsas.** Ursprünglich lebte Gerda **Grigat** bei der Tante Dora **Kny** in Neuendorf, Kreis Insterburg. Zusammen mit der Toter Gertrud **Kny** aus Berlin-Pankow zogen Frau Dora **Kny** und Gerda **Grigat** nach Sorau/Schlesien zu einer Frau **Müller.** Gertrud Kny arbeitete in Sorau in einer Kartoffelfabrik als Buchhalterin. Bei welcher Frau **Müller** in Sorau hat Familie **Kny** gewohnt?

Aus **Nordenburg,** Kreis Gerdauen, Fritz-Tschierse-Straße 245, wird Jürgen **Adomat,** geboren am 10. September 1943 gesucht von seinem Onkel Fritz **Adomat.** Jürgen soll sich mit seiner Mutter, Frau Adomat, im Februar 1945 in Königsberg, Lawsker-Allee 97 befunden haben.



Name: Rudolf
Vorname: Karin
Geboren: 18. 4. 1941
Geburtsort: Königsberg
Augen: braun
Haar: dunkelblond

Karin Rudolf lebte bis Anfang 1945 im St.-Josef-Heim in Königsberg-Ponarth, kam dann in das St. Vinzensstift in Langenbielau/Schlesien und später nach Westdeutschland. — Karin sucht ihre Mutter Irmgard Rudolf aus Königsberg/Ostpr. **0368**



Name: unbekannt
Vorname: Verena (fraglich)
Geboren: etwa 1944
Augen: braun
Haar: dunkel

Laut Mitteilung der Pflegemutter, Frau Erna Barwig, wurde das Kind am 17. 1. 1945 bei der NSV-Dienststelle Tiegenhof/Westpreußen abgegeben und soll am 17. 12. 1944 in der Klinik in Tiegenhof geboren sein. **01653**



Name: Lemp
Vorname: Rainer
Geboren: 9. 4. 1940 (geschätzt)
Augen: blau
Haar: hellblond

Das Kind erinnert sich sehr gut an seine Mutter, die an dem Tage, da es in ein Lager kam, an Typhus erkrankte und in ein Krankenhaus gekommen sein soll. Die Familie Lempe stammt aus Kikol, Kreis Leipe. Der Vater ist gestorben. Rainer sucht jedoch seinen 1942 geborenen Bruder Günther Lemp. Vielleicht lebt er in Sumin, Kreis Leipe. **2315**

Aus **Ragnit,** Schützenstraße 29 wird Georg Michael **Schewitz,** geboren am 4. Juni 1944 gesucht von seinem Vater Willy **Schewitz.** Georg Michael befand sich mit seinen Großeltern Wilhelm und Maria **Schewitz,** geborene **Peldzus,** 1945 in Plauten, Kr. Braunsberg. Es ist möglich, daß Großeltern und Enkel bis Lauenburg/Pommern gekommen sind.

Aus **Rastenburg,** Poststraße bei Familie **Dargel** oder Rheinerstraße bei Familie **Warschun** wird Dieter **Klatt,** geboren 1941 gesucht von seinem Onkel Hermann **Warschun,** geboren am 17. Dezember 1879. Die Mutter Martha **Klatt,** geborene **Lange,** geboren 1914, sowie der ältere Bruder Heinz **Klatt,** geboren 1936 werden ebenfalls noch gesucht Die Gesuchten sollen zuletzt in Mestlin, Kreis Parchim/Mecklenburg gewohnt haben.

Aus **Schippenbeil,** Kreis Bartenstein, Wosgienstraße 17 werden Brigitte **Wien,** geboren am 16. August 1943 und Walter **Wien,** geboren am 1. Februar 1945, gesucht von ihrem Großvater Hermann **Schwark,** geb. am 21. Oktober 1888. Bei den gesuchten Kindern befanden sich die Eltern Adolf **Wien,** geb. am 11. September 1914 und Maria **Wien,** geb. **Schwark,** geb. am 27. Oktober 1913. Die Familie Wien befand sich auf der Flucht und geriet in die Kampfhandlungen in Saßnitz auf Rügen, seitdem wird sie vermißt. Wer kennt die Gesuchten und kann Auskunft über den Verbleib oder das Schicksal geben?

Aus **Untereisseln,** Kreis Tilsit-Ragnit wird Helga **Rescheleit,** geb. am 17. Oktober 1940, gesucht von ihrem Vater August **Rescheleit.** Helga wurde mit der Mutter und anderen Geschwistern nach Süßenberg, Kreis Heilsberg, evakuiert. Sie soll im Sommer 1945 in das Waisenhaus in Heilsberg gekommen sein.

Aus **Alt-Kiwitten,** Kreis Ortelsburg, werden **Hildegard Radde,** geboren am 19. Mai 1941, und **Gertrud Radde,** geboren am 16. August 1938, gesucht von ihrer Tante **Maria Radde.** Die Mutter, Berta Radde, ist verstorben. Die Kinder sollen in Allenstein/Ostpreußen in ein Lager gebracht worden sein.

Aus **Antonswiese,** Post Herdenau, Kreis Elchniederung, werden die Geschwister **Heinrich Balscheit,** geboren am 10. Februar 1939, und die Zwillinge **Hans** und **Helmut Balscheit,** geboren am 7. Februar 1941 in Antonswiese, gesucht von ihrer Tante **Anna Schlopsna,** geboren am 10. Dezember 1908 in Karkeln.

Aus **Bergau,** Kreis Samland, wird **Inge Schenk,** geboren am 29. Januar 1943 in Königsberg, gesucht von ihrer Mutter **Gertrud Schenk** geborene Wichmann, geboren am 10. April 1920. Inge Schenk befand sich in Begleitung ihrer Großmutter, Anna Wichmann geborene Wagner, geboren am 9. Oktober 1878, die ebenfalls noch gesucht wird. Die letzte Nachricht war vom 16. Februar 1945 aus Imten. Kreis Wehlau/Ostpreußen.

Aus **Braunsberg,** Bahnhofstr. 45a, werden **Helga Kowalewski,** geboren am 4. Dezember 1936 in Königsberg, und **Frank Kowalewski,** geboren am 8. Dezember 1940, gesucht von ihrem Vater **Max Kowalewski,** geboren am 2. Januar 1902. Die letzte Nachricht war vom Oktober 1946 aus Königsberg/Preußen.

Aus **Braunsberg,** Yorckstr. 12, werden **Barbara** Schwarz, geboren am 17. Januar 1943, und **Rosemarie** Schwarz, geboren am 24. Januar 1940 in Braunsberg, gesucht von ihrem Vater **Heinz Schwarz,** geboren am 8. August 1910 in Stargard/Pommern. Die letzte Nachricht über die Kinder war vom **4.** März 1945 aus Danzig.

Aus **B raunsberg,** Stadtwald, werden die Geschwister **Christel Gehrmann, Erna Gehrmann, Günther Gehrmann, Gerhard Gehrmann** und **Maria Gehrmann,** die Geburtsdaten der Kinder sind nicht bekannt, gesucht von ihrem Onkel **Anton Feierabend,** geboren am 7. September 1901 in Braunsberg. Die Mutter der Kinder, **Rosalie Gehrmann** geborene Roski, geboren etwa 1901/1903, wird ebenfalls noch gesucht.

Aus **Grunenberg,** Kr. Braunsberg, wird **Ewald Festag,** geboren am 16. März 1941 in Grunenberg, gesucht von seiner Tante **Hedwig Kutzki** geborene Dehn, geboren am 21. Oktober 1910 in Grunenberg/Ostpreußen.

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 1 / Verlagsort Göttingen | Ausgabe B der Ostpreußen-Warte | Einzelpreis 0,50 DM / 9. Jahrgang

Die große Wurst und der Riesenstrietzel von Königsberg

Am 14. Oktober 1831 erhielt der Engländer John Cowderoy in Huxton, Middlesex, das britische Patent Nr. 6183 auf den Fördergurt zum Beschicken des Backofens mit Broten. Auch in den deutschen Landen wurde von dieser Erfindung viel Aufhebens gemacht. Der Fördergurt wurde abgebildet und beschrieben, und zwar damals in der führenden technischen Zeitschrift, im „Polytechnischen Journal" von Dingler (Band 46, 1832, S. 132).

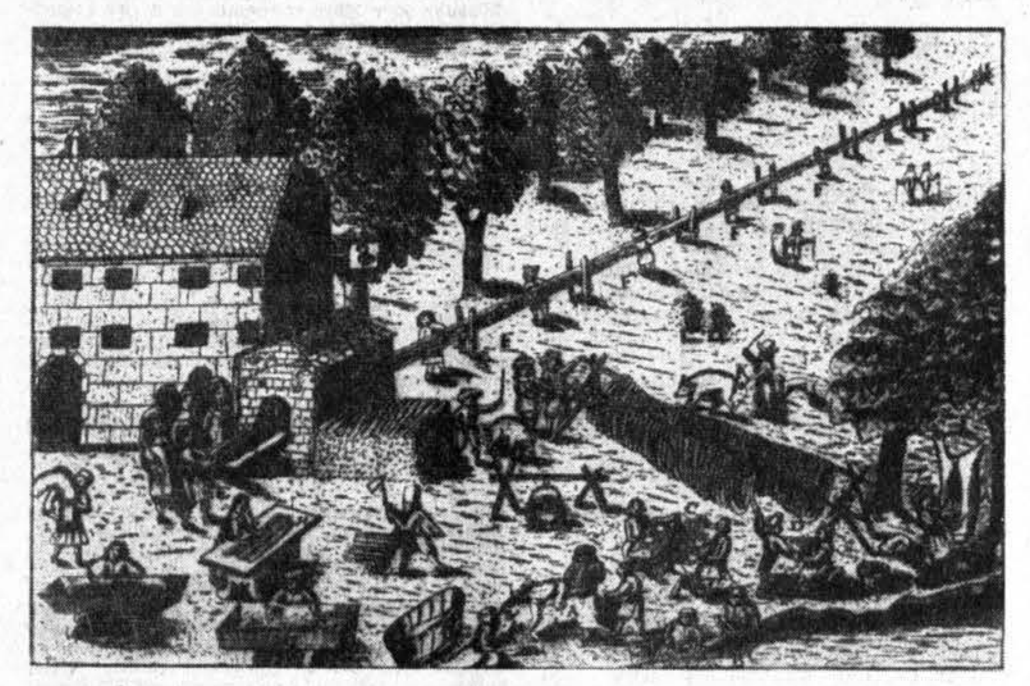
Es ist zu damaliger Zeit nicht bekannt gewesen, daß eine derartige Erfindung schon einige hundert Jahre vorher in Ostpreußens Hauptstadt bestanden hat.

Zu den Sitten und Gebräuchen im 16. und 17. Jahrhundert gehörte es, daß in Königsberg am Neujahrstage die Fleischer in einem wahren Volksfest eine lange Wurst durch die Straßen trugen. Henneberger schreibt auf Seite 186: „Im Jahre 1558 ist die Wurst 198 Ellen lang gewesen und 48 Personen haben an ihr getragen. Im Jahre 1583 haben sie wieder eine Bratwurst von 36 Schweineschinken zugerichtet. Sie hat auf der Kneiphöfer Wage 434 Pfund oder 11 Stein weniger 6 Pfund (den Stein zu 40 Pfund gerechnet) gewogen, ist 596 Ellen lang gewesen und haben sie 91 Personen getragen ohne die Aeltesten, so vorn und hinten, und Andere, so daneben gingen."

Der Aufzug verlangte auch einen besonderen Putz, und so berichtet Henneberger weiter: „Es haben sich alle Fleischergesellen aus allen drei Städten fein und säuberlich angezogen, weiße Hemden oben über, gleich gemachte Schuhe an den Füßen. Der erste hat das eine Ende der Wurst etliche Male um den Hals gebogen und hinten etwas hinabhängen lassen, dann folgten die andern alle, etwas weit von einander, gleichen Trittes nach, die Wurst auf der Achsel tragend, zwischen ihnen etwas herunterhängend, und der letzte hat sie wieder etliche Male um den Hals gebogen und hinten herabhängen lassen, so haben sie sie hinauf zum Markgrafen aufs Schloß getragen. Solche Wurst machte man aber nur, wenn man um große Herren trauern mußte und alle sonstigen Freuden verboten waren. Sie kostete auch zu viel, weil man sie jedes Jahr länger machen mußte und zur Füllung nur Schinkenfleisch von lauter guten Schweinen nehmen konnte und sehr viele kleine Därme, die man in einander bringen mußte, dazu brauchte.

Dafür verehrten nun am heiligen Dreikönigstag den Fleischern die Bäcker einen großen Stritzel oder Wecken, aus 3 Scheffeln Weizenmehl gebacken. Im Jahre 1583 haben sie aber 5 verehrt. Um sie zu backen, hat man auf dem Schlosse zwei große Backöfen gebaut, mitten hinein ein Loch gebrochen, dann dieselben geheizt und den Stritzel durch das Loch geschoben, so daß er in beiden gleichzeitig gebacken worden ist.

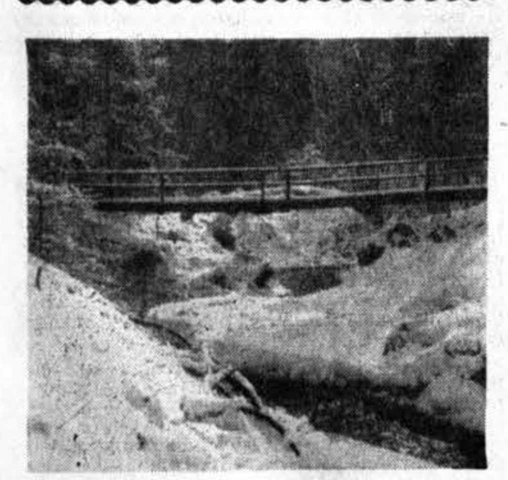
Vom Bäcker- und Fleischerwettstreit zu Königsberg ist ein Kupfer-Flugblatt aus dem 17. Jahrhundert erhalten geblieben und kam ins Berliner Kupferstichkabinett (s. Abb.). Das Bild zeigt einen Backofen, der von einem großen Holzstoß aus geheizt wird und durch den ein Stritzel im Prozessionsgang hindurchgeht. Die rechte Seite des Bildes läßt uns bereits die große Wurst auf den Stangen erkennen. Das Motiv entstammt den Schriften des Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, jenes Schriftstellers, der durch seinen Roman „Simplicissimus" berühmt wurde. Findige Buchdrucker griffen einzelne lustige Szenen aus Grimmelshausen Werken heraus und verkauften sie als Flugblätter. So kam auch die Königsberger Zeremonie zur Verbreitung. Der Flugblatthersteller hat hier seiner Phantasie freien Lauf gelassen. Ein langer Text unter dem Bild berichtet sehr umständlich und in alter Sprache von dem Hergang. „Metzger- und Becker-Streit von dem Simplicissimo entschieden" heißt die Überschrift. Die Handlung ist hier so: Simplicissimus habe vor einem Wirtshaus einen Haufen Leute getroffen die ihm erzählten, die Bäcker und Fleischer hätten eine Wette miteinander vereinbart, ob die einen eine längere Wurst oder die anderen einen längeren Wecken machen könnten. Die Fleischer seien ihrer Sache sicher gewesen, denn sie hätten die Därme einer besonders schweren Sau zur Verfügung gehabt. Die Bäcker aber seien pfiffiger gewesen, denn sie machten hinten am Ofen ein Loch, flochten vorne fleißig und ununterbrochen am Zopfwecken und ließen diesen nach hinten weitergleiten. Als diese Fließarbeit auf beiden Seiten fast endlos weiterzugehen schien, rief man den Simplicissimus zum Schiedsrichter an. Der lachte gewaltig und meinte, die Wette sei längst entschieden, denn keiner könne es schlechter als der andere. Am besten könnten es wohl aber beide zusammen, wenn sie Wecken und Wurst zerschneiden und im Wirtshaus fröhlich verzehren würden. Sie hörten's und taten's.



Fleischer- und Bäckerwettstreit in Königsberg nach einem Flugblatt aus dem 17. Jahrhundert
(Original im Berliner Kupferstichkabinett)

Nun die Königsberger Fleischer und Bäcker haben nach alten Berichten Wurst und Stritzel wohl immer gemeinsam verzehrt. „Erleutertes Preußen" berichtet, daß im Jahre 1601 die Wurst 1005 Ellen (etwa 670 m) lang gewesen sei. Ein Münchener Bilderbogen hat die „Geschichte von der großen Wurst" in einer Darstellung festgehalten. Die Angaben stimmen mit dem „Erleutertes Preußen" überein: „hat gewogen 22 Stein und 5 Pfund, tut 885 Pf. Dazu ist kein ander Fleisch als 81 lautere Schweinen Schinken gekommen; ferner von 45 Schweinen Därmen. Item anderthalb Tonnen Salz, item anderthalb Tonnen Bier, item 18 ein viertel Pfund Pfeffer. Item haben daran gearbeitet 3 Meister, 87 Gesellen, tun 90 Personen."

Hermann Bink



Pirschsteg über den Marinowo-Graben

Schließe die Augen beide

Schließe die Augen beide
Es ist schon hohe Nacht.
Über die weite Heide
Im weißen Winterkleide
Wandere ich bedacht.

Habe des Schlafes Segen.
Horch, es träumt unser Kind.
Kommt im Traum mir entgegen,
Daß ich aus tausend Wegen
Den in die Heimat find.

Hans Bahrs

Abschied von Heubude / Von Karl-Heinz Jahrfen

In der Quarta hatten wir einen Hausaufsatz zu schreiben: „Spaziergang durch den Heubuder Wald." Es gab viel Kopfzerbrechen. Wer von uns kannte ihn nicht, den Heubuder Wald! Wie oft hatten wir ihn durchquert, allerdings mit Scheuklappen vor den Augen und Schmalz in den Ohren. Ja, so wird es wohl gewesen sein; denn jetzt standen wir vor einem Vakuum. Niemand kam auf den Gedanken, erneut einen Streifzug zu machen, um dann, frischbeeindruckt, den Aufsatz zu schreiben. Es war Winter. Und der Heubuder Wald hatte für uns nur im Sommer Bedeutung. — Was tun? — Wir beschummelten unseren Deutschlehrer, das heißt, soweit er sich beschummeln ließ. Fieberhaft blätterte ich in Danziger Heimatkalendern — Samuel hilf! — und fand stimmungsvolle Schilderungen von Heubude und Umgebung. Mein Aufsatz wurde fünf Seiten lang. Mit „Gut" zensiert. Ich war beschämt. Hatte mich mit fremden Federn geschmückt. Lieber Deutschlehrer, wenn du wüßtest —! Verzeih!

Jahre später — aus dem listigen Schüler war ein junger Flaksoldat geworden — hatte ich Genesungsurlaub. Jetzt, im Januar, sah ich ihn wieder, den Heubuder Wald, mit wachen blanken Augen, und meine Ohren waren gereinigt. Sonst hätten sie nicht die Stimme vernommen, die daheim, als ich auf der Couch lag, ständig sagte: „Fahre nach Heubude! Fahre nach Heubude!"

Haltestelle Kurhaus verließ ich die Straßenbahn. Bog rechts ein auf dem Weg zum Heidsee. Winterliche Stille. Die Luft war mild. Über mir wölbte sich dunkel ein Wipfeldach. Farnkräuter, Moos und Fichtennadeln bedeckten den Waldboden. Ruhig lag der See, eine grüne Ellipse. Darüber spannte sich der blaßgraue Winterhimmel. Lange war kein Schnee gefallen. Und Frost gab es auch nicht. Seltsam, ja, sonderbar; jedenfalls erfreulich für uns Die gefiederten Sänger wären nicht fortgeflogen, wenn ... Ihr Fehlen erinnerte daran, daß Winter war. Aber was fehlte denn noch? Familie Schwan suchte ich vergebens. Lebte sie in ihrem Winterquartier? Einst, im Sommer, hatte ich die Schwäne mit sauren Drops und Pfefferminzbonbons gefüttert. Nirgends ein Boot, auch nicht vertäut am Steg. Der Kurhausgarten war wie ausgestorben. Klappstühle und Tische verschwunden, dazu sämtliche Sonnenschutzschirme, Stoffpilze, rot- und weißgepunktet. — Wehmütig, Freundchen? — Ich schlenderte weiter ...

Der Wald lichtete sich. Ein großzügig gepflanzter Forst führte zum Meer. Ich schnupperte. War es die wohlbekannte salzige Brise? Mein Blut prickelte. Ich hatte es eilig. Beschleunigte meine Schritte. Dann, auf der kiesbestreuten Promenade stehend, sah ich das Meer, schiefergrau und gekräuselt. Mein Herz dehnte sich. Nördlich, am Horizont, stieg Rauch auf, dünn wie Zwirn. Westwärts ragten die Zwillingstürme der Kirche von Neufahrwasser. Näher im Blickfeld, klotzig breit mit steilem Giebel, stand die KdF-Halle. Sie verdeckte das Dünenschlößchen. Neben mir, schmal und hellgetüncht, erstreckte sich die Strandhalle. Nach Osten zu sah ich nur Dünen, milchig blaß, dahinter die dunkle Wand des Waldes und fern, stecknadelschlank, den Leuchtturm von Östlich-Neufähr.

Ich lief den Dünenpfad hinunter, stapfte durch den lockeren, graufarbenen Sand und erreichte das Meer. Winzige Wellen sprudelten auf Strand, umspülten meine Füße. Schlick, Tang, Kork und Treibholz säumten das Ufer, wie ein schwarzfeuchter Zopf. Ich bückte mich. Suchte Bernstein. Umsonst. — (Dieses Bernsteinarmband ist unser bestes Stück. Ein schönes Geschenk, wirklich! Ihr Fräulein Braut ist zu beneiden. — — Kind, du küßt mir die Lippen wund! Will ich auch, du lieber, lieber . . .!) — Ich rieb meine Augen. — Gemütliche, gemächliche Ostsee! Und doch, wie wandelbar! Stürme peitschen dich. Gischtsprühende Wellenberge rollen ans Ufer, brechen, zerplatschen, zerschäumen. So sah ich dich einst, im Herbst. Aber im Sommer warst du nur Liebe. Mit dir im Bunde waren Sonne und Wind, den Badegästen zur Freude. Ach, richtig, das Bad! Seine Stege sind abgetakelt; die hölzernen Umkleidezellen trauern, leer und kahl. Wo sind die Strandkörbe geblieben mit ihren bunten Wimpeln? — Wehmütig, Freundchen? —

Ich kehrte um. Setzte mich an einen Tisch in der Strandhalle und trank ein Glas Glühwein. Grog, Machandel oder Danziger Goldwasser wären mir lieber gewesen. Leider nicht vorhanden. (Wir haben Krieg!)

Ich schlenderte zurück durch den Heubuder Wald. Still war er und menschenleer. Menschenleer? Nicht ganz. Ein Liebespärchen kam mir entgegen, Hand in Hand. Das pure Glück strahlte aus seinen Augen. Ich war nicht neidisch. Dachte an Gerda. Weißt du noch? Vielleicht küssen sich die beiden hinter der nächsten Kiefer oder ungeniert mitten auf dem Weg, weil kein Wächter in ihrer Nähe ist. Ich dachte aus Erfahrung. — Es ging sich gut im Dämmerdunkel, in der Stille. Und plötzlich ahnte ich: Du gehst diesen Weg zum letzten Mal! Ich wurde traurig, wie immer, wenn man Abschied nimmt von etwas Heimatlich-Vertrautem, das man lieb gewonnen hat und nicht missen möchte. Ich sagte dem Heubuder Wald „leb' wohl!" Stieg an der Haltestelle Kurhaus in die Straßenbahn und fuhr heim nach Danzig.

Bevölkerungsstatistisches aus Königsberg

In den „Kgl. Preußischen Staats-Kriegs- und Friedenszeitungen, 1. Stück vom Montag, d. 4ten Januar 1796", „1 Stück vom Montag, d. 4ten Januar 1808", Nro 1 vom Montag, d. 1ten Januar 1810" sowie vom 2. Januar 1814 finde ich folgende statistische Angaben über die Königsberger Bevölkerung:

1796: In Preußen im Jahre

1794	∞ 7962	✱ 37879	+ 31655
1794	∞ 6349	✱ 33691	+ 30859

Der Rückgang in der ersten und zweiten Spalte erklärt sich vermutlich durch die allgemeine Unsicherheit infolge des Krieges gegen Frankreich („Große Koalition zum Schutze für Thron und Altar") und vielleicht auch durch Abwanderung in die neuerworbenen neuostpreußischen, vorher polnischen Gebiete.

Von 1796 bis 1809 erschienen nur zwei „Stücke" der Zeitung wöchentlich, nämlich am Montag und Donnerstag. Erst ab 1810 kamen drei Nummern heraus (Mo., Do., Sb.).

Die Zeitung wurde von der „Hartungschen Hofbuchdruckerei" verlegt und führte später den Namen Hartungsche Zeitung.

In Königsberg im Jahre

1795	∞ 651	✱ 875 ♂	+ 1371 ♂
		826 ♀	1383 ♀
		1701	2754
1807	∞ 490	✱ 1027 ♂	+ 3091 ♂
		922 ♀	3301 ♀
		1949	6392
1809	∞ 730	✱ 1114 ♂	+ 1224 ♂
		1102 ♀	1191 ♀
		2216	2415
1813	∞ 669	✱ 1021 ♂	+ 2357 ♂
		982 ♀	2046 ♀
		2003	4403

Das hohe Überwiegen der Sterbeziffern 1795 fällt sofort auf; sollte hier der Feldzug gegen die aufständischen Polen unter Kosciuszko an der Seite der Russen, der zu der blutigen Schlacht von Sczokozyn führte, eine Ursache sein? Wahrscheinlicher erscheint mir das Auftreten von Seuchen infolge dieser Kriegswirren auch in dem abgelegeneren Königsberg.

1807 wird die gewaltige Sterbeziffer durch die Kriegsverluste und besonders die Seuchenverbreitung („Lazarettfieber", „Nervenfieber" [= Typhus und Flecktyphus], Ruhr) in dem besetzten, mit Verwundeten und Kranken überfüllten Königsberg zur Genüge erklärt. Die allgemeine Unsicherheit erklärt den starken Rückgang der Eheschließungen.

1809 war in Ostpreußen die politische Lage beruhigender. Daher überwiegen die Sterbefälle nur gering und Eheschließungen und Geburten nehmen zu.

1813, das große Jahr der Befreiung, zeigt wieder deren Rückgang und Zunahme der Todesfälle auf dem Schlachtfeld und durch Seuchen.

Im einzelnen vermerken die Berichte noch für

1795: Angaben über Lebensalter, Unfälle, Schiffsverkehr. „Auf dem Sackheim wurde ein Mann von 99 Jahren begraben. Eine Drillings-, 18 Zwillingsgeburten."

1807: „20 Zwillingsgeburten, 265 uneheliche Kinder." Von den Gestorbenen waren 270 71-80 jährig, 161 81-90jährig, 21 91-100jährig, 5 101-105jährig. (Diese Zahlen erscheinen reichlich unwahrscheinlich.)

1809: „10 Zwillings-, 351 uneheliche, 88 Totgeburten, 35 tödliche Unfälle, davon 19 ertrunken, 1 erfroren, 6 Selbstmorde."

1813: Totgeboren 98, zu Tode gefallen 3, tot gefunden 1, ertrunken 20, am Ofendunst erstickt 1; Selbstmord 1."

H. M. Mühlpfordt

Dr. Walter Schlusnus

Disposition zum Charakter

Weit verbreitet ist die Meinung, Immanuel Kant, der Königsberger Philosoph, dessen Geburtstag sich 1954 zum 230. wie auch sein Todestag zum 150. Male jährte, sei der klassischste Pedant gewesen. Es ist dies eine volkstümliche Meinung, die trotz des Respekts vor der geistigen Leistung und Bedeutung dieses Mannes nicht für ihn und seine Lehre wirbt. Der abstrakte Stil seiner philosophischen Schriften mag diese Ansicht nicht wenig gefördert haben. Gewißlich ist die ins Feld geführte „Trockenheit" seiner erkenntniskritischen Untersuchungen eine verzeihbare Entschuldigung für den, der die Kantischen Darlegungen, wenn überhaupt, so nur oberflächlich zu lesen gerüstet ist. Es ist aber nicht immer richtig, daß alle Dinge zwischen Himmel und Erde von Natur „einfach" seien und daß nur der sie gründlich verstanden habe, der in der Lage ist, sie auch „einfach" darzulegen. Die Sprache verliert nämlich ihre einfache, intuitive Bildkraft immer mehr, je weiter der menschliche Geist in die Kompliziertheit und Verzweigungen der abstrakten Gedankenwelt und deren unbegrenzte Möglichkeiten vordringt. Je mehr es darauf ankommt, Mißverständnisse, Mißdeutungen und Allgemeinheiten auszuschließen, desto schmaler und steiniger wird der Weg der allgemeinen Verständigung, den die Sprache bietet. Je verzwickter die Gedankengänge, desto schwieriger die sprachlicher Fassung. Denn Gestalt und Konstruktion der Sprache, ihre Elastizität und ihr Volumen sind Erzeugnis des menschlichen Geistes und seinem schaffenden Wirken kongruent.

Es bleibt da nichts übrig, als die verschlungenen Pfade des Denkens auf dem Wege der philosophischen Fachsprache mitzugehen, wenn auch unter Anstrengungen, die der qualvollen Wartestunde auf dem vertrackten, von Ungeziefer wimmelnden Denksofa des alten Sokrates vergleichbar sein mögen, wie sie von Aristophanes in einer seiner großen Komödien geschildert wird. Viele kommen auf dem dornenreichen Pfade zum Ziel, manche erreichen es nie; denn freilich ist die Philosophie ein schwereres Geschäft, als Brötchen zu verkaufen.

Natürlich hatten es die Zeitgenossen Kants leichter, die den Philosophen selbst vortragen hörten; denn auch außerhalb seiner Vorlesungen an der Universität wird ihm die liebenswürdigste, unterhaltendste Art nachgesagt. Johann Gottfried Herder, einer seiner eifrigsten Schüler von 1762—64, hinterließ über Kant folgendes Urteil: „In seinen blühendsten Jahren hatte er die Munterkeit eines Jünglings. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz, Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag belebte, nichts war ihm gleichgültig. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken."

Seine Beliebtheit im gesellschaftlichen Kreise bestätigt u. a. Frau von der Recke: „Kant war der dreißigjährige Freund des Reichsgrafen von Kayserlingk zu Königsberg und liebte den Umgang der Gräfin, die eine sehr geistreiche Frau war. Oft sah ich ihn da so liebenswürdig unterhaltend, daß man nimmer den tief abstrakten Denker in ihm geahnt hätte."

Zu Lebzeiten Kants hatte man also eine ganz andere Meinung von seinem Temperament, das den gelehrten Mann zu einem ausgezeichneten, begehrten Gesellschafter machte. Diese anerkennenden Urteile der Zeitgenossen widersprechen auch genau dem, was man heute volkstümlich unter Pedantentum versteht. Wie die Trockenheit seiner philosophischen Fachsprache strenge Beschränkung allein auf das Notwendige in der Gedankenfolge ist, so setzt dies eine gleiche Haltung in der Arbeitsweise und im Rahmen der selbstgewählten Aufgabe in der Lebensführung voraus. Dabei wäre es falsch, einen solchen „trockenen" Schreibstil für alle Schriften Kants anzunehmen. Die fast populären Abhandlungen des Philosophen, die sich oft mit den praktischen Dingen des realen Lebens befassen, reden eine andere, ganz sinnfällige Sprache. Ebenso bleibt Kant bei all seiner umfangreichen lehrenden und schriftstellerischen Arbeit als forschender Denker noch genügend Zeit im Tageslauf zur freien, allerdings sehr geordneten Gestaltung seiner Lebensweise.

Erst wer zu sehen vermag, mit welcher ständigen Vorsicht, lauteren Gewissenhaftigkeit und Selbstprüfung, vornehmen Rücksicht und angestrengten Sinnesschärfe Kant seine Gedanken durch das Gewirr von gegenteiligen oder begleitenden Anschauungen Schritt für Schritt vorantreibt, um alles hinter sich lassend zu den hervorleuchtenden Grundsätzen seiner Sittenlehre zu gelangen, kann seinem „trockenen" Stil und seiner „pedantischen" Arbeits- und Lebensweise gerecht werden. Ohne diese notwendige äußerste Genauigkeit im Denken wie im Leben wäre es dem physisch schwächlichen Manne kaum gelungen, sein Sittengesetz von der Würde der freien menschlichen Persönlichkeit in einer gänzlich unzulänglichen Welt zu Ende zu denken und auch fertig zu schreiben. Und hier berühren sich seine „Pedanterie", die notwendige Genauigkeit im Denken und Leben, und die Prinzipien seines Sittengesetzes selbst: Ordnung — Disziplin — Pflicht — Selbstverantwortung — Freiheit der menschlichen Persönlichkeit. Dahin durchzustoßen ist ohne strenge Regelung und Peinlichkeit nicht möglich. Kant wußte um den Vorwurf der „Pedanterie" selbst, ohne auf die Forderung nach einer peinlichen Regel als praktischem Ordnungsprinzip verzichten zu wollen. Er sagt: „Menschen, die sich nicht gewisse Regeln vorgesetzt haben, sind unzuverlässig, man weiß sich oft nicht in sie zu finden, und man kann nie recht wissen, wie man mit ihnen daran ist. Zwar tadelt man Leute häufig, die immer nach Regeln handeln, z. B. den Mann, der nach der Uhr jeder Handlung eine gewisse Zeit festgesetzt hat, aber oft ist dieser Tadel unbillig, und diese Abgemessenheit, ob sie gleich nach Peinlichkeit aussieht, ist eine Disposition zum Charakter."

Es hieße an den allgemeinen Grundlagen der menschlichen Gesittung rütteln, wollte man diese Eigenschaften der Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Abgemessenheit gering schätzen, weil es unbequeme Mühe macht, sie zu erwerben und zu bewahren, oder sie etwa nur als leergelaufene Maschinerie der Arbeits- und Lebensweise werten. Sie haben der individuellen Existenz des Menschen meist erst einen sittlichen Rückhalt geschaffen und den zum Staat geformten sozialen Gebilden der Menschen oft erst eine moralische Rechtfertigung ermöglicht. Sie haben Menschen und Staaten groß und bedeutend gemacht, wenn sie geachtet wurden. Wo und wann man sich über diese Werte, in denen Kant „eine Disposition zum Charakter" erkennt, hinwegsetzte, zerbrachen nicht nur Staaten, sondern auch Menschen. Ordnung und Disziplin als Gebote der Vernunft sowohl der sittlich freien Persönlichkeit als auch des Staates zum Lehrsatz praktischer Ethik erhoben zu haben, ist Immanuel Kants Verdienst. In ihrer Befolgung liegen nach Kant die Voraussetzungen für die menschliche Entwickelung. Es sind dies Werte, ohne die derjenige, der arbeitet und zu aufbauender Arbeit erziehen will, auch heute nicht auskommt. Möglich, daß solche Menschen sich unversehens den falschen Ruf der Gefährlichkeit erwerben. Aber alle Entwicklung birgt Gefahr in sich, und der Ruf ist falsch; denn das Gebot der Vernunft bändigt die Gefährlichkeit, und es bleibt die Forderung des Charakters.

Ostdeutscher Kulturrat plant

Auf seiner letzten Sitzung befaßte sich der Vorstand des Ostdeutschen Kulturrates u. a. mit den für das Jahr 1958 vorgesehenen Planungen. Es wurde beschlossen, die Ostdeutschen Kulturtage im Oktober 1958 in Aachen abzuhalten. Sie sollen unter dem Leitmotiv der deutsch-osteuropäischen Nachbarschaft stehen.

Der 3. Band des Jahrbuches „Ostdeutsche Wissenschaft" ist in Druck gegeben und wird im Februar oder März erscheinen. Für den folgenden Band sollen erstmalig auch ausländische Wissenschaftler als Autoren gewonnen werden.

Im Beisein von Vertretern des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen und der Stadt Düsseldorf wurde eingehend die für den Hochsommer 1959 in Düsseldorf geplante ostdeutsche kulturhistorische Ausstellung erörtert. Die Anwesenden waren sich einig, daß die Trägerschaft für diese Ausstellung beim Ostdeutschen Kulturrat liegen soll.

Einen weiteren Gegenstand der Besprechungen bildete ein ebenfalls für das Jahr 1959 in Zusammenarbeit mit der Hessischen Landvolk-Hochschule ins Auge gefaßter gesamtdeutscher Lehrgang. Dieser soll in mehrmonatigen Kursen deutschen und ausländischen Teilnehmern gesamtdeutsche Fragen in europäischer Bedeutung nahebringen.

KULTURSCHAFFENDE UNSERER HEIMAT

Walter Scheffler, der gehörlose ostpreußische Dichter

Es ist bezeichnend, daß man von Dichtern in unserer von Wirtschaftswundern berauschten Zeit weit weniger hört als von Boxern, Filmhelden, Schönheitsköniginnen, Räubern und Mördern. Den Lyrikern zumal begegnet man fast nur noch in den wenigen Blättern, die sich in geistiger Verantwortung von dem alles verblödenden Sensationsgetriebe der Bildzeitungen fernzuhalten verstanden, weil sie um den Wert der inneren Stille wissen und um die, die daraus leben und schaffen.

Zu diesen aus und in der Stille Schaffenden gehörte immer schon der Königsberger Dichter Walter Scheffler. Er steht in unserer materialistischen Welt als der ewige Idealist. Manchmal möchte man fast an einen asketischen Heiligen denken, so offen er auch für alles Leben dieser



Foto: Kranich

Erde ist. In der Welt des krassesten Eigennutzes blieb er der Uneigennützigste. Ehe er an sich selber denkt, denkt er an hundert andere, opfert sich für sie auf. Wo er seelische Bedrängnis sieht, sucht er sie durch seinen geistigen Zuspruch zu lindern. Ein in der Zeit des Untermenschentums reinste Menschlichkeit ausstrahlender Mensch!

Trotz der großen Einsamkeit, in die ihn seine völlige Gehörlosigkeit schon in früher Jugend bannte, trotz der Nöte der Zeit, die sich bei seiner kleinen Rente heute immer fühlbarer für ihn machen, hat Scheffler seinen Lebensglauben, ja auch seinen aus allumfassender Weltenliebe quellenden Humor noch nicht verloren.

Seine oft auch scharf satyrischen Gedichte auf unsere Zeit und ihre oft so merk- und fragwürdigen Gestalten können sich in ihrer dichterischen Schau und ihrer Formvollendung gern neben Gedichten von Eugen Roth sehen lassen. Doch von dieser Seite kennen Scheffler nur wenige ihm Vertraute.

Gerade diese heiteren Verse zeugen, wenn oft auch der Galgenhumor bei ihnen Pate gestanden hat, davon, daß dieser Dichter vor dem Leben nicht kapitulierte. — Wenn man seine jüngsten, ernsten, noch ungedruckten Gedichte kennt, erlebt man vielmehr, daß dieser Lebenskampf ihn nur tiefer und weiser gemacht hat. Wie vielen könnte dieser Dichter wahrhaft ein Wegweiser sein. Aber wer kümmert sich heute um Weise und geistige Wegweiser?

Es erfüllt einen immer mit besonderer Ehrfurcht vor der Schöpfungskraft der Seele, wenn man ein Werk wie das dieses Dichters betrachtet, der sich aus der Dunkelheit seines sozialen Daseins emporgerungen hat zu einem inneren Lichte, das dies dunkle Leben durchgoldet. Wenn Scheffler einmal wehmütig schreibt: „. . . Wir aber frösteln vor den Übergängen, / sehn unsre Welt sich mehr und mehr verengen, / und näher rückt des Abenddunkels Saum. / Zurückgewiesen von den lichten Wegen, / sehn wir die Nacht sich dichter um uns legen — —", dann steht dem an anderer Stelle das Bekenntnis gegenüber: „Doch solang wir noch sind / hier zwischen Welken und Grünen, / gilt es, dem Leben zu dienen, / ehe die Stunde verrinnt!"

Ja, dies Dem-Nächsten-Dienen hat unser Dichter schon in frühester Jugend gelernt, als der Familie der Vater entrissen wurde, so daß die Unterhaltung seiner Angehörigen auf den Schultern des Jünglings lastete. Da das Schneiderhandwerk des Vaters für den immer schon Schwächlichen und Kränkelnden zu schwer war, ging er in die Buchbinderlehre, war aber auch dort oft dem Zusammenbruch nahe. Doch die äußeren und inneren Nöte gerade waren es, die den Gehörlosen auf die innere Stimme verwiesen und ihn zum Dichter machten. Das war seine Selbsterlösung!

„Mein Lied", sein erstes Gedichtbuch, von seinem Neffen Brachhaus kunstvoll auf Stein geschrieben, von Scheffler selbst gebunden und vertrieben, erlebte in Kürze eine zweite Auflage. Zur Kantfeier (1924) erschien, auf dieselbe Art gedruckt und vertrieben: „Mein Königsberg." Dies Buch, das der Verlag Gräfe & Unzer kürzlich neu aufgelegt hat, ist ein leuchtendes Denkmal der geliebten Heimatstadt und ihrer geistigen und geschichtlichen Vergangenheit. Unvergeßlich darin besonders die feingeistige Sonette um Kant. — Neben einem in einem Dresdner Verlage herausgekommenen Gedichtbande „Helle Wege", das einen tief Sinnenden, sehr Liebenden, sehr Frommen und ewig sich verschenkenden zeigt, stehen zwei Prosabände, in denen der Dichter sein bewegtes Leben gestalstaltete, die aber zugleich ein lebendiges Kulturbild seiner Vaterstadt um die Jahrhundertwende zeichnen. Herzwarmer Humor vereint sich hier mit einem tiefen Lebensernst. Alle Nöte des Leibes und der Seele wandeln sich dem Dichter in der Hingabe an seinen Schöpfer, der auch ihn zum Schöpfer werden ließ, in seelische Kraft, die allem Übel gläubig widersteht.

Ferdinand Avenarius war in seinem „Kunstwart" der erste, der sich schon früh zu dem Dichter bekannte. — Herbert Brust, der Komponist unseres choralhaft-feierlichen Ostpreußenliedes von Erich Hannighofer, vertonte zahlreiche Lieder Schefflers, die viel gesungen wurden. Seine beiden Lebensbücher zählte Anges Miegel zu ihren schönsten. — Mit ihr gemeinsam erlebte Scheffler die Belagerung seiner Heimatstadt, die Vertreibung aus ihr und die jahrelange Verbannung in Dänemark. Dort verlor er, wenige Monate nach der ehelichen Bindung, seine junge Frau, seinen vertrautesten Menschen, der ihm jedes Wort vom Munde abzulesen vermochte. Nur sein gläubiges Herz rettete ihn in der ersten Verzweiflung vor der Selbstvernichtung.

Das Beste seiner Dichtungen verdiente, schon seiner tiefen Menschlichkeit wegen, in den Lehrplan der Schulen aufgenommen zu werden! Viel zu wenige kennen es noch. Trotzdem wird es seinen Dichter einmal überleben; wie auch Lieder Simon Dachs ihren Dichter „berlebten, dem Walter Scheffler in der Einfalt und Tiefe seines Gemütes sehr nahe steht, den er aber in seiner dichterischen Schau und künstlerischen Gestaltung weit überragt.

Es ist sehr erfreulich, daß neben seinem von Gräfe & Unzer verlegten Buche „Mein Königsberg" im Verlage von Heinrich Siepmann in Mülheim/Ruhr ein Auswahlband aus des Dichters Prosa und Lyrik in einer sehr wohlfeilen Ausgabe auch heute noch zu haben ist. Diese Bücher können auch den Schulen nicht warm genug empfohlen werden! **Fritz Kudnig.**

„Kogge-Tagung" in Holland

Auf Einladung Hollands fand Ende des vergangenen Jahres eine Dichtertagung in Enschede statt. Es nahmen die holländischen und deutschen Dichter der „Kogge" an diesem Treffen teil. Es wurden für alle Teilnehmer durch die Vielseitigkeit der kulturellen Veranstaltungen und Besichtigungen unvergeßliche Erlebnisse und Eindrücke, nicht zuletzt durch die freundschaftliche Atmosphäre, die während des dreitägigen Aufenthaltes in der Industriestadt Enschede herrschte. Die deutschen Gäste lernten die schöne Landschaft der Twente kennen, besahen die Kunstsammlung Hannema im Schloß Weldam, waren Gast in einem der herrlich gelegenen Landhäuser (Landhaus Slaghekkeveg bei Frau Minister Kuil-Scholten) und verlebten stimmungsvolle Stunden in der alten geschmückten Diele eines Bauernhauses. Ferner wurden eine Wasserburg und verschiedene Kunstsammlungen besichtigt.

Empfänge im Rathaus und im Memphis-Hotel auf Einladung der Stadt, viele Ansprachen mit der Betonung gegenseitigen Verstehens und innerer Gemeinschaft, Dichterlesungen der holländischen und deutschen Dichter in den verschiedenen Schulen trugen zur Vertiefung der freundschaftlichen Verbindung bei und führten zu wertvollen Gesprächen von Mensch zu Mensch. Am Abend lasen Stefan Andres und Manfred Hausmann aus ihren Werken vor, vormittags in den Enscheder Schulen die holländischen Dichter Ben van Eijsselsteijn, Antoon Coolen, Johan Fabricicus, K. H. R. de Josselin de Jong, Adriaan Morriën und Aar v. d. Werthorst und von den deutschen Koggemitgliedern Martin Beheim-Schwarzbach, Josef Reding, Carl Mandelartz und der Ehrenpräsident der „Kogge", Dr. Josef Winckler. Hervorzuheben ist noch eine ausgezeichnete Opernaufführung von Mozart („Don Giovanni") im neuen stilvollen Stadttheater („Forum" ensemble in der „Twentse Schouwburg).

Die Ansprache des Vertreters der holländischen Regierung, J. B. Braakma/Den Haag, die eindrucksvollen Reden des prächtigen Bürgermeisters von Enschede sind hervorzuheben. Vertreter der Regierung von Westfalen, u. a. Bürgermeister Hattenhausen und der Verkehrsdirektor Dallmeyer von Minden, dem alljährlichen Ankerplatz der „Kogge", der kulturellen Vertreter von Vlotho nahmen an der Tagung teil und betonten das gegenseitige gut nachbarliche Verhältnis. Alles in allem: Es war bei der vorbildlicheen Gastfreundschaft der Holländer auch eine poitisch bedeutsame Tagung, die einen Höhepunkt für die „Kogge" bedeutete und dem ihr Präsident, Dr. Hanns Martin Elster, in häufigen Ansprachen den herzlichen Dank der deutschen Dichter zum Ausdruck brachte.

Dr. Eduard Schoneweg aus Salzuflen, der ehemalige Museumsdirektor, erzählte von seiner Entdeckung eines Rubens in der schönen Diele des Landsitzes „Het Everlo" in Rossum, Gemeinde Weerselo, und schloß seine Ansprache mit dem Gedicht „An Holland" des Danziger Dichters Carl Lange, das unseren Eindrücken von dem gesegneten Land und seinen Bewohnern beredten Ausdruck gibt. **C. L.**

Gute Stunden

Jene Stunden sind die besten,
die dir kamen wie ein Traum;
heimlich werden sie zu Festen,
bleibenden im Seelenraum.

Manchmal ist's nur eine Blüte,
die dein Auge liebend schaut,
oder eines Menschen Güte,
die dein Glauben neu erbaut.

Nimmer können sie dir schwinden,
die aus Gottes Ewigkeit
dich zu trösten zu dir finden,
leuchtend durch das Grau der Zeit.

Walter Scheffler

Kulturelles in Kürze

Annemarie in der Au, die in Tilsit geborene, unseren Lesern aus vielen Erzählungen bekannte ostpreußische Schriftstellerin, hat ein Schauspiel „Ich liebe Maurice" geschrieben, das vom Mainzer Kellertheater „das podest" zur Uraufführung im März d. J. erworben wurde. Die Autorin ist bislang vor allem als Erzählerin bekannt geworden, sie war unter den Preisträgern des ostdeutschen Erzählerwettbewerbs des Göttinger Arbeitskreises.

Eine Corinth-Ausstellung werden die Berliner Museen vom 18. Januar bis 3. März anläßlich der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Lovis Corinth im Charlottenburger Schloß veranstalten.

Die Ostberliner Nationalgalerie zeigt eine Ausstellung zum Gedächtnis an den 100. Todestag des Berliner Bildhauers Christian Daniel Rauch (1777 bis 1857). Die Werke stammen aus dem Besitz der Nationalgalerie, aus Leihgaben der Potsdamer, Weimarer und Dresdner Museen, des Märkischen Museums in Ostberlin und aus dem Privatbesitz der Urenkelin des Künstlers.

Archivmaterialien, Handschriften und die Bibliothek der Deutschen Akademie der Naturforscher „Leopoldina" in Halle sollen nach einer Meldung der Sowjetzonen-Agentur adn aus der Sowjetunion zurückgeschafft und mitteldeutschen Stellen übergeben werden.

Der neue Roman von Siegfried Lenz „Der Strom" wird von der CCC mit Hans Albers in der Hauptrolle verfilmt werden. Das Drehbuch schreibt Hans Jochen Huth. Der ostpreußische, aus Masuren stammende Schriftsteller ist vor allem mit seinem „So zärtlich war Suleyken" bekannt geworden.

Lyrik-Anthologien

Der „Karlsruher Bote", über dessen dankenswertes Schaffen wir schon wiederholt berichten konnten, gibt im März und Mai dieses Jahres zwei neue Lyrik-Anthologien heraus. Sie stehen unter dem Motto „Mütter und Blumen" und „Liebende". An der Mitarbeit werden vor allem junge Kräfte aufgerufen. Einsendeschluß für den März-Band 1. Februar, für den Mai-Band am 1. April an Kurt Rüdiger, Karlsruhe, Weinbrennerstraße 47.

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Der Waldläufer / Von Heinrich Elchen

In meiner Jugend gab es in Elbing häufig „Straßenschlachten", wenigstens in jenem Bezirk, in dem ich damals wohnte. Nicht Straßenschlachten politischer Gegner, wie sie späterhin sogar eine Zeitlang fast alltäglich waren, sondern dreißig, vierzig, auch fünfzig Jungen und mehr, vom Marienburger Damm zum Beispiel, zogen gegen die gleich starke Meute der Holländer Straße oder der Ritterstraße.

Ich weiß nicht mehr, welche Ursachen diese Fehden hatten; aber wahrscheinlich habe ich das niemals gewußt. Ich weiß auch nicht mehr, ob es nur Handgemenge und Raufereien gab oder gar ernste Schlägereien. Ich weiß nur, daß Macht auf Macht prallte und daß es herrlich war, obwohl ich durchaus kein „Rabauke" gewesen bin, dem so etwas von Natur aus Lebenselement gewesen wäre.

Manchmal wurde auch mit List und Tücke gearbeitet. So entsinne ich mich, daß der Anführer einer feindlichen Straße einmal an einer Wohnungstür klingelte, hinter der unser Anführer wohnte. Die öffnende Hausfrau wurde höflich gefragt, ob ihr Sohn Willy zu sprechen wäre. Natürlich rief sie ihn bereitwillig; doch kaum war er neben seiner Mutter aufgetaucht, als er auch schon rechts und links ein paar Ohrfeigen sitzen hatte. Das ging dermaßen schnell, daß Willy erst aufheulte und seine Mutter Zeter und Mordio schrie, als der Ubeltäter schon unten am Absatz der Treppe verschwand.

Allmählich jedoch war mir die Enge der so vertrauten Straße beklemmend geworden, ein unbestimmtes Sehnen nach Freiheit und Weite erwachte und strebte hinaus aus dem Häusermeer. Ich fand einen Gefährten, der sich von mir überreden ließ, mit mir gemeinsam den Vogelsanger Wald zu durchstreifen, der fern hinter Feldern sich mit Höhen und Schluchten erstreckte: Rudi, der Klassenkamerad und Hausnachbar, keck, frech und unternehmungslustig und alles dies im Gegensatz zu mir, der ich still und verträumt war. Ach, wie kläglich endete unser erstes Unternehmen!

Einige hundert Meter hinter der engbebauten Straße am Stadtrand, in Wittenfelde, lag noch ein einzelnes einstöckiges Wohnhaus hinter grünem Staketenzaun. Als wir dort eben vorübergingen, stürzten von seinem Hof acht, neun oder zehn Jungen in unserem Alter und älter und jünger hervor und umringten uns mit Geschrei. Rudi entfloh ein paar Schritte, wurde jedoch eingeholt und ebenso wie ich festgehalten und nach Name, Alter, Wohnung und Schule gefragt. Während er sofort alles bekannte, verweigerte ich trotzig und hartnäckig jede Auskunft.

„Laßt den laufen!" riefen meine Gegner ihren Kameraden zu, „hier diesem müssen wir's geben!"

Rudi rannte davon, etwa zwanzig Meter weit, blieb stehen, wandte sich um und sah zu, wie ich jämmerlich durchgebleut wurde. Ich hätte vor Wut über die Straßenräuber und vor Enttäuschung über das schmähliche Versagen meines Freundes am liebsten losgeheult, aber ich tat es nicht. Als man mich endlich freigab, folgte ich Rudi ziemlich zerfleddert und ganz verschmutzt. Schweigend gingen wir weiter zum Wald, wortkarg kehrten wir dort gleich wieder um. Rudi tat, als wäre durchaus nichts geschehen, ich aber fühlte mich sehr unglücklich.

Ich bin dann oft, jedoch nur allein, und — aus Vorsicht — auf anderem Wege zu dem großen lockenden Wald gegangen und in ihn eingedrungen, und fast jeder Schritt in ihm führte zu neuer Entdeckung und neuer Eroberung. Da stand doch gleich unweit vom Waldrand an schmalem Pfad ein kleiner Feldstein, in den ein Kreuz eingemeißelt worden war. Es bezeichnete den grusligen Ort, wo vor vielen Jahren ein bekannter und sehr beliebter Elbinger Arzt bei einem seiner zu jeder Jahreszeit ausgeführten Frühmorgensspaziergängen ermordet worden war. Nie ist der Mörder entdeckt worden und niemals auch nur der Grund zu dieser unheimlichen Tat. Nur zehn Minuten weiter, nachdem der schmale Weg sich hochgeschraubt hatte, sah man tief unten am Bach in einem geräumigen Tal die Wesseler Mühle, zu der man über Stock und Stein hinabklettern und das riesige hölzerne Mühlrad anstaunen konnte, besonders, wenn es sich ratternd drehte und das Wasser von ihm wie flüssiges Silber niederschäumte.

Hinauf und hinab, auf breiten, geraden und schmalen, gewundenen Wegen ging es kreuz und quer durch den Wald. Wenn ich glaubte, irgendwo weit fort mich wunderbar verirrt zu haben und völlig im Unbekannten zu sein, traf ich unvermutet dort bald wieder Stellen, die mir bekannt und vertraut waren. Wege, die ich früher nur stückweise gegangen war, lief ich nun endlich zu Ende; sie stießen auf Umwegen wieder zusammen oder kreuzten sich überraschenderweise. Das machte mir solchen Spaß, daß ich ganz systematisch jedem Weg, Steg und Pfad nachspürte und ihn aufzeichnete. Vater hatte bei Kriegsende eine große, zusammenfaltbare Rußlandkarte heimgebracht, die unbeachtet zu Hause lag. Auf deren riesiger Rückseite machte ich meine Eintragungen: die Bäche, die Brücken, die Höhen mit Aussichtspunkten und sonstigen Merkwürdigkeiten. Der Maßstab war freilich meine eigene Erfindung und je nach Bedarf, das heißt: nach Platzvorrat oder Platzmangel verschieden, — aber wen ging das etwas an!

Selbstverständlich kannte ich die Aussichtspunkte: Waidmannsruh, Sängerlust, Talblick, und besonders gern erkletterte ich das Belvedere, den hohen, festen hölzernen Aussichtsturm hoch über den Wipfeln des Waldes. Von ihm aus konnte der Blick ungehemmt weit in die Runde schweifen, über die wie bunte Flikken vielfarbigen Felder, über den Gänseberg und den Thumberg im Süden zum fernen Drausensee, über die Stadt mit den ragenden Türmen und Dächern im Westen hinaus zur brettebenen Niederung bis zur winzigen Silhouette der Marienburg am Himmelsrand und im Norden über die nur schmal aufblitzende Andeutung des Frischen Haffs mit dem blauen Schatten der Nehrung dahinter. Ich war ein richtiger Waldläufer geworden.

So kam ich, als ich den Wald vollständig durchquert hatte, zu meiner größten Verwunderung einmal auch an eine Chaussee, die ich, mit ihrer sich aus der Tiefe mit weitem Bogen heraufschraubenden Windung, aus anderer Richtung kommend, seit langem schon kannte, und stand am Seeteich. Das ist doch eine merkwürdige Bezeichnung für ein Gewässer: See und Teich und doch keins von beiden richtig und für sich allein zutreffend. Noch merkwürdiger aber ist die Geschichte, die es von ihm zu erzählen gibt: Da hatte hier vor langer, langer Zeit auf festem Boden eine Kirche gestanden, die plötzlich in einem sich unter ihr öffnenden Krater versunken war, der sich sogleich mit Wasser füllte und also einen kleinen See oder vielmehr großen Teich, nun, eben den Seeteich bildete.

Wohl kurz vor der Jahrhundertwende hatte sich eines Morgens in der Stadt das Gerücht verbreitet, die versunkene Kirche höbe sich langsam empor; irgendwer hätte das Kreuz auf der Turmspitze bereits aus dem Wasser ragen sehen. Alsbald setzte eine Wallfahrt zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde nach dem Wunderort ein, und am Nachmittag war die Chaussee dort oben schwarz von Menschen, die staunend und zweifelnd standen oder auch, in frommem Gebet kniend, weiterer Ereignisse harrten. Da kam der Landrat mit seiner Kutsche angefahren, schaute gleichfalls lange hinüber und ordnete an, daß ein Kahn beschafft würde, den es auf diesem von Schilf und Seerosen überwachsenen Wasser nicht gab. Als das Boot, schon bei beginnender Dämmerung, auf einem Fuhrwerk eintraf und einige beherzte Männer zu dem Kreuz hinüber ruderten, entdeckten sie, daß es aus zwei kreuzweise zusammengebundenen Stöcken bestand, deren einer tief in dem sumpfigen Boden steckte...

Dazu wäre zum Schluß noch zu sagen, daß niemals festgestellt wurde, wer bei Nacht und Nebel diesen nicht ungefährlichen Unfug ausgeführt hatte.

Die goldene Kette

Gott hat die Sterne
An den Himmel gestellt,
Eine goldene Kette
Um die Angeln der Welt.

Mag vieles zerspringen,
Ob alles fällt,
In den goldenen Ringen
Die Kette hält.

Magst du auch irren
In Nacht und Graus,
An der goldenen Kette
Findest du tastend nach Haus...

Rudolf Naujok



ABSCHIED. *Lithographie von Gertrud Lerbs-Bernecker*
(Aus „Ostpreußenkalender 1958", Gräfe und Unzer Verlag, München)

Annemarie von der Au: Das sibirische Spiel

Es hatte seine Zeit gedauert, bis das sibirische Eis, das wie ein Hemmnis vor der Sprache des Heimkehrers lag, unter der Wärme seiner Familie mählich auftaute und Bruchstück für Bruchstück der Einnerung freigab. Da hielten sich die Kinder möglichst unauffällig aber um so beharrlicher an seiner Seite, um ja keines seiner Worte zu verlieren. Der zwölfjährige Junge und das zehnjährige Mädchen lasen die Worte aus ihm heraus wie aus einem spannenden Abenteuerbuch. Aber sie spürten, daß da noch mehr war als nur ein Abenteuer in einer für sie phantastischen Welt, nur konnten sie es weder nennen noch begreifen.

Zu Beginn des neuen Jahres wurde es sehr kalt. Sibirische Kälte, sagten die Leute, ohne den vollen Umfang des Wortes zu ermessen. Sibirische Kälte...

„Hier müssen wir mit Ästen abdecken", sagte der Zwölfjährige, als er sich mit andern Kindern eines Tages gegen Dämmerung im kleinen Pavillon am Teich die Schlittschuhe abschnallte", wir sind jetzt in Sibirien."

„O ja, wir wollen Sibirien spielen", begeisterten sich die andern Kinder schnell, bereit, für dieses neue Spiel entgegen dem Gebot der Eltern noch ein paar Minuten länger zu bleiben. Das Wort gab ihnen das gleiche Gefühl, als hätten sie „Räuber und Prinzessin" gespielt oder „Cowboy" oder „Indianer", und sie schleppten große dürre Äste herbei und bauten sie gegen den Wind auf.

„Aber wir sind ein neuer Transport und haben keine Handschuhe. Wir müssen alle die Handschuhe ausziehen", kommandierte der Zwölfjährige, „und dann müssen wir uns hinlegen."

„Auf den kalten Boden? Du bist verrückt!" sagte einer.

„Doch, das müssen wir tun. Betten gibt es nicht im Lager, und arbeiten können wir auch nicht, weil es dunkel ist." Also taten sie es und warteten ein Weilchen.

„Und was nun?" fragte der eine wieder.

„Nichts tun. Nun müssen wir warten, bis wir raus dürfen."

„Ach, das ist ja gar kein richtiges Spiel. Das ist ja langweilig!" protestierte der eine, und die andern stimmten ihm bei.

„Uberhaupt müssen wir nach Hause, es ist schon viel zu dunkel, und die Eltern warten", sagte ein Mädchen.

„Auch wenn sie warten, können wir nicht gehen. Draußen wachen die Russen. Wer gehen will, wird gleich erschossen!" ließ sich wieder der Zwölfjährige vernehmen. „Wir müssen warten, bis sie uns rauslassen oder holen kommen, hat der Vater gesagt!" und er zog dabei seine Schwester, die ebenfalls aufgestanden war, wieder auf den Boden zurück.

„Ach, Unsinn!" und die Kinder nahmen ihre Schlittschuhe und gingen eins nach dem andern fort.

Bei den Geschwistern blieb nur ein fremder Junge. Er hatte plötzlich das Gefühl, zu wissen, daß es hier um mehr ging als nur um ein Spiel. Nicht, daß sein Vater auch in Sibirien gewesen wäre, nein, den hatten sie damals aus dem Treck herausgeholt, und er war dann gleich im Nachbardorf gefallen, aber die Mutter — es konnte ja möglich sein, daß die Mutter nach dort gebracht worden war und der Großvater, das wäre immerhin möglich nach allem, was man so gehört hatte, und man konnte nun einmal am eigenen Leib erfahren, wie sie dort vielleicht doch noch lebten. Er würde es dann der Großmutter erzählen, vielleicht, daß er sie dann nicht mehr so oft mit heimlichen Tränen in den Augen sehen müßte.

Das Mädchen fing an zu weinen und wollte nach Hause.

„Es geht nicht", sagte der Zwölfjährige, und seine Stimme klang so trostlos, daß man es ihm glauben mußte.

„Dann laß mich wenigstens aufstehen und die Handschuhe anziehen."

„Ja, aufstehen können wir, aber Handschuhe. Wenn du frierst, kann ich ja jetzt der Bludau sein und du das Mädchen, dem er die Jacke gibt. Aber du mußt mir dann dafür einen Kuß geben."

„Du bist verrückt! Und dann kommen die Wachen, und niemand weiß, was aus uns wird."

„Bei mir finden sie dich nicht", und der Junge fühlte sich als Bludau unantastbarer, als es der Bludau in seines Vaters Bericht gewesen war...

Da es spät wurde, und die Kinder immer noch nicht nach Hause gekommen waren, beunruhigten sich die Eltern, und schließlich gingen sie die Kinder suchen. Eine Nachbarsfrau schloß sich ihnen an, deren Neugier größer war als ihre Furcht vor der Kälte. Dieser gemeinsame sorgenvolle Gang kam dem Heimkehrer seltsam vor, vielleicht, da er erkannte, daß dieser Gang zu dem lange vermißten Verbindungsglied zwischen ihm und seiner Familie wurde.

Man fand die Kinder bald, eng zusammengerückt kauerten sie in einem Winkel des frostdurchblasenen Pavillons. Es war keine Sensation dabei, und deshalb schimpfte wohl auch die sich betrogen fühlende Nachbarsfrau etwas von grober Unvernunft und Schlägen.

Man hörte sie nicht, denn das Mädchen schlang schluchzend die erstarrten Ärmchen um des Vaters Hals: „Ich will nie wieder nach Sibirien, und wir haben so lange warten müssen!"

Schweigend nahm der Heimkehrer sein kleines Mädchen auf, preßte es an sich und trug es heim. Schweigend folgte ihm der kleine Zug. Nur einmal noch unterbrach der fremde Junge das Schweigen, indem er sich dicht an den Heimkehrer drängte: „Ich werde der Großmutter doch nichts von Sibirien erzählen, ich glaube, sie wird dann noch mehr weinen müssen."

Weisheiten am Jahresanfang

VORAUSSCHAUEN

Lade nicht alles in ein Schiff.

*

Das ist kein guter Fuhrmann,
der nur einen Weg weiß.

*

Besser selber zum König gehn,
als beim Kammerdiener flehn.

*

Wer den Brunnen erst gräbt, wenn er dürstet,
muß verschmachten.

*

Schöpf nicht aus einer Lache,
wenn du am Strome wohnst.

GEBEN UND NEHMEN

Wer was kriegt, der rede viel,
wer was gibt, der schweige still.

*

Salbe den Schelm, so sticht er dich,
stich den Schelm, so salbt er dich.

*

Geschenke machen Gelenke.

*

Wer nicht gibt, was er hat,
bekommt nicht, was er will.

*

Wenn man dem Kutscher schenkt,
so läuft der Gaul.

ENTSCHEIDE DICH!

Besser ein falscher Entschluß, als gar keiner.

*

Wer allen Heiligen dient,
hat viele Herren und wenig Lohn.

*

Ehe der Kluge die Brücke findet,
geht der Dumme durch den Bach.

Eine Weinkiste setzt sich ab / Von Wolfgang Altendorf

Wir hatten die Fähre über den Rhein gesprengt und stiegen zurück. Die Straße verlief schnurgerade auf einen dunklen Punkt zu. Dieser dunkle Punkt entpuppte sich später als eine mächtige Linde, deren Krone sich breit wölbte. Aber bis dahin war es noch weit. Die Straße war leer. Unter dem verschleierten Himmel stoben die amerikanischen Jagdbomber. Sie kümmerten sich nicht um uns auf der Straße, schienen vielmehr aufgeregt das linke Rheinufer nach versteckten Truppen abzusuchen. Sie trauten wohl dem Frieden nicht, vermuteten irgendwo eine böswillige Falle.

Nun ging ich dicht hinter unserem Handwagen neben meinem Feldwebel. Die Kiste rieb sich quietschend. Die Räder knarrten.

Im Gemeindehaus des kleinen Dorfes an der Linde hatte sich ein Ortskommandant, ein Oberleutnant, niedergelassen. Er war mit der Räumung seines Büros beschäftigt und verlud eigenhändig Akten auf einen kleinen Lieferwagen. Als er uns erblickte, kam er auf uns zugestürzt.

„Heh, Sie, Leutnant! Ja, Sie!" rief er. Ich grüßte freundlich.

„Sind Sie wahnsinnig geworden?" fragte er. Meine beiden „Zugpferde" ließen die Deichsel fallen. Er tippte auf unsere Kiste.

„Was ist denn das? Ja, Menschenskind, Sie als — als Offizier können doch keine Weinkiste spazierenfahren!"

Das also war es! Die Kiste gefiel ihm nicht.

„Mir sind in der letzten Stunde schreckliche Bilder der Auflösung zu Gesicht bekommen", fuhr er fort. „Aber unsere Offiziere haben immer Haltung bewahrt. Sind Sie besoffen, Kerl?"

„Möglich", sagte ich etwas unsicher.

„Die Kiste da wird sofort abgeladen", rief er fast wie im Triumph, „und dann scheren Sie sich zu Ihrer Einheit, verstanden? Sie sollten sich schämen, Leutnant!"

Oh, das also war es. Ich fühlte mich ernüchtert und schämte mich für ihn. Es ging ihm also um die Kiste. Um sich in ihren Besitz zu setzen — er erahnte wohl den Inhalt —, sprach er von Haltung und Würde des Offiziers auch im Chaos des Rückzuges. Pfui! Wie sehr er doch meine Intelligenz unterschätzte. Es schmerzte und verdroß mich über alle Maßen.

„Was glauben Sie, was der Herr General mit Ihnen macht, wenn er Sie in diesem Zustand erblickt?" drohte er listig.

Ich lächelte verbindlich. „Der Herr General", klärte ich ihn auf, „hat mich bereits in diesem Zustand erblickt."

„Passen Sie auf", begann ich mit geheimnisvoller Miene und deutete auf mein Gespann. „Ein Feldwebel, ein Unteroffizier, ein Gefreiter und zwei Offiziere geleiten einen Handwagen, auf dem sich eine Kiste befindet, mit Hilfe der letzten Fähre aus einem verlassenen Brückenkopf. Das muß doch seine Gründe haben, zumal sich, wie Sie selbst bemerkt haben, ein General mit einem Geländewagen, nicht wahr? — in der Gegend befindet."

Er stutzte. — Ich blickte mich sichernd um, beugte mich dann zum Ohr des Oberleutnants und flüsterte: „Gekados, geheime Kommandosache. Sie verstehen? In dieser Kiste" — ich berührte ihren Deckel zärtlich — „befinden sich die Geheimpapiere der Führerreserve Wiesbaden. Auftrag des Generals: Überführung der Papiere zum noch unbekannten Korpsstab." Ich deutete zum Himmel, unter dem wieder einige Jagdbomber kreuzten. „Einen Handwagen werden die da oben schwerlich angreifen. Übrigens stammt die Idee vom Herrn General persönlich. Ich muß Sie jedoch um strengstes Stillschweigen bitten."

Der Oberleutnant trat respektvoll einen Schritt zurück. „Interessant", flüsterte er.

„Übrigens", sagte ich, „wir sind die Letzten. Die Fähre ist gesprengt. Was jetzt noch kommt, hat durchaus feindlichen Charakter.

„Herrgott!" rief der Oberleutnant sichtlich nervös, „was soll ich tun?"

„Es bleibt dem Schützen überlassen", zitierte Jennewein die Heeresdienstvorschrift.

„Das Ganze marsch!" Er schwang sich wieder auf das Fahrrad.

„Ich habe verstanden", sagte der Oberleutnant erleichtert.

Gegen Mittag erreichten wir Wolfskehlen, eine kleine Ortschaft. In der Mitte des Dorfes lag ein kleiner Gasthof. Hier ließen wir uns vorläufig nieder. Wir luden die Kiste ab und stellten sie neben den Tisch. Einige Bauern standen an der Theke. Anscheinend hatten sie die Lage diskutiert, denn sie verstummten, als wir eintraten. Mein Feldwebel öffnete die Kiste. Wir luden den Wirt und die Bauern ein, und bald war ein vergnügliches Zechgelage im Gange. Erst am Nachmittag meldeten wir uns bei unserem Ortskommandanten. Er vermutete, daß sich sein eigenes Ersatzbataillon zur Zeit im Raume Würzburg, also ziemlich weit rückwärts, befinden müsse. Dies hob seine Laune beträchtlich. Er brachte unsere Entlassung nach Erfüllung unseres Auftrages aufs Papier, vermerkte die Weiterleitung, unterschrieb und preßte den Stempel darauf.

Da es schon spät geworden war, machte ich mich mit Jennewein auf die Suche nach seinem Nachtquartier. Wir kamen dabei an einer kleinen Gastwirtschaft vorbei, aus deren geöffneten Fenstern rauher Gesang ertönte. Jennewein schwang sich empor und blickte hinein, ließ sich aber sogleich wieder fallen und bog sich vor Lachen.

„Was gibt es denn?" fragte ich.

„Der Oberleutnant von der Dorflinde! Er sitzt drin und säuft unsere Geheimpapiere!"

Eine Kette amüsanter Abenteuer erlebte Wolfgang Altendorf, der unseren Lesern kein Unbekannter ist, als er in den turbulenten Monaten des Jahres 1945 mit seiner Frau — einer Kompanie-Köchin — durch Deutschland zog. Er schildert sie in dem köstlichen Roman „Odyssee zu zweit", (272 Seiten, Leinen 11,80 DM) dem wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages Georg Westermann den vorstehenden Abschnitt entnahmen.

Das Bruderwort

Ein neues Jahr. Wir wissen nicht, was es in seinem Schoß für uns bereithält. Voller Fragen stehen wir an seiner Schwelle. Allen voran: Wird der Menschheit der Frieden erhalten bleiben? Und: Wird es uns, dieses neue Jahr, die Einheit unseres Volkes wiederbringen? Immer noch reißen die Grenzen mitten durch unser Land, oft mitten durch die Familien. Ja, verstehen wir uns denn überhaupt noch? Wir erleben es täglich in den Umsiedler-Lagern: deutsche Kinder müssen erst wieder ihre Muttersprache erlernen, um sich mit ihren Nächsten, den Eltern, dem Bruder verständigen zu können.

„Die eigentliche Heimat aber ist die Sprache" bekannte Wilhelm v. Humboldt, — das Wort, das Bruderwort.

Suchen wir es, wo immer es gesprochen wird, das Wort, das in der Dunkelheit tastet und den Bruder sucht. Ihm allein ist es gegeben, Grenzen zu überfliegen, Gegensätze zu überbrücken. Erst recht da, wo es über das Persönliche hinaus ins Allgemeingültige wächst, wo es zum Kunstwerk wird.

Auch Schiller schrieb seine „Räuber", ein Hutten seine deutschen Bekenntnisse in einem von vielen Grenzen zerrissenen Deutschland. Es war für das Werk nicht von Belang. Heute aber dringen kaum Stimmen von hüben nach drüben und umgekehrt. Was uns alles trennt, das wissen wir; wir hören es täglich aus dem Radio, lesen es in den Zeitungen: unüberspringbare Klüfte und Schranken, so will es scheinen.

Wo aber sind die Dichter, deren Stimmen über alle trennenden Ideologien hinweg Gewalt hätten und sie auf den Platz der Zweitrangigkeit verwiesen? In der zeitgenössischen „westdeutschen" Literatur wissen wir einigermaßen Bescheid (ist es nicht traurig, von einer „west"deutschen Literatur, überhaupt von einer „west"deutschen Kunst zu sprechen?), — was aber ist hinter dem „Eisernen Vorhang"? Du wirst verlegen? Ehrlich gesagt: ich auch.

Wir kennen aus unserer Presse einige Gedichte von Widerständlern gegen das Regime, die über entlassene Mithäftlinge aus den Kerkern zu uns gedrungen sind. Aber sonst ...? Ist jeder Dichter, der sich jenseits der Zonengrenze in Freiheit bewegt, ein Kommunist, vor dessen Gesang wir uns die Ohren verschließen ßen müssen?

Aber was wir suchen, ist ja nicht das Wort eines ideologischen Freundes — oder auch Feindes, wenn es uns um die Beweisführung der Richtigkeit der eigenen Weltanschauung geht —, sondern einfach und schlicht — das Bruderwort. Wo immer es auch gesprochen wird, ja um so willkommener, wenn es von jenseits der deutschen Barriere dringt.

Wir wollen es suchen, und wir müssen es finden, weil wir fest daran glauben und uns diesen Glauben auch durch nichts erschüttern lassen: daß uns immer noch mehr Gemeinsames mit den 17 Millionen Deutschen jenseits der Zonengrenze verbindet, als Trennendes überhaupt zwischen uns stehen kann.

Ich denke, wir können keinen schöneren Vorsatz für das neue Jahr fassen und auf keine andere Weise dem Gemeinsamen besser dienen, und so soll heute von dieser Stelle aus zum ersten Mal der Bruder zu uns sprechen. Möge es uns gelingen, allmonatlich eine neue Stimme aufzuspüren — und mögen diesem Beispiel recht viele Zeitungen und Zeitschriften, hüben wie drüben, folgen. Denn, um mit dem großen Sohn unserer ostpreußischen Heimat Johann Georg Hamann zu sprechen: „Rede, daß ich dich sehe!" V. T.

Winternacht

Von Willi Layh

Die Nacht ist kalt und klar,
Der Himmel hell geweitet,
Und drüber hingebreitet
Der Sterne lichte Schar.

Der Flocken Silberfall
War aller Felder Segen;
Nun glänzt es auf den Wegen
Und leuchtet wie Kristall.

Warm ruht die Saat im Land,
Will uns viel Brot versprechen;
Daß wir's in Frieden brechen,
Das liegt in unsrer Hand!

Wir entnahmen dieses Gedicht der Anthologie „Dank der Jahreszeiten", ausgewählt von Heinz Kächele, illustriert von Werner Ruhner. Verlag der Nation, Berlin.

Margarete Kudnig zum Gruß

Zu ihrem 60. Geburtstag am 12. Januar

Wer diese dunkelhaarige Frau in ihrer lichtfrohen und wieder auch ernst-besinnlichen Art einmal an dem Vortragspult erlebte, wenn sie aus ihren eigenen Dichtungen las, wenn sie von den Wundern ihrer Wahlheimat Ostpreußen oder von der harten Geschichte dieses Grenzlandes erzählte, der hat sich kaum vorgestellt, daß hier eine schon fast Sechzigjährige sprach.

„Aber er wird sich vielleicht gewundert haben, daß eine dithmarscher Bauerntochter — denn das war sie, ehe der ostpreußische Dichter Fritz Kudnig sie als seine Frau in seine Heimat holte — mit ebensoviel Kenntnis und Liebe von ihrer eigenen wie von dieser zweiten, ostpreußischen Heimat zu berichten wußte — und daß sie in ihren schriftstellerischen Arbeiten dithmarscher wie ostpreußische Menschen anschaulich und lebensecht darzustellen vermochte. Davon zeugten Arbeiten, die sie in größeren Blättern des Reiches veröffentlichte, oft aufgeführte Laienspiele, Märchen, die sie im Rundfunk las, vor allem aber die große, abendfüllende Kantate über den Bernstein, das ostpreußische Gold, die, von Herbert Brust vertont, mehrmals in der Königsberger Stadthalle und anderswo aufgeführt wurde.

Ein schwerer Schlag war es für die Dichterin, daß ihr erstes größeres Prosawerk „Bernsteinfischer", das von dem Osteuropäischen Verlag herausgebracht war, im Augenblick seines Erscheinens bis auf wenige Stücke durch den Brand von Königsberg im Herbst 1944 mit vernichtet wurde. Dieses lebendig geschriebene, ernst-humorvolle Werk, das Professor Eduard Bischoff mit Zeichnungen geschmückt hatte, harrt seitdem auf seine Neuherausgabe, ebenso wie die Kantate vom Bernstein auf eine neue Aufführung, nach der viele rufen, die dies Werk in Königsberg und an anderen Orten begeistert erlebten.

Margarete Kudnig liebt es nicht, daß von ihrem dichterischen Schaffen, das ja immer nur „nebenbei", wie sie sagt, neben ihrem Schaffen als Hausfrau wachsen kann, viel Aufhebens gemacht wird. Mag dieser kurze Hinweis ihr ein stiller Dank für das uns bisher Geschenkte, aber auch eine Ermunterung für die Zukunft sein!

F. Wilhelm

BÜCHER - die uns angehen

Deutschlands Ostproblem

Eine Untersuchung der Beziehungen des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn. Herausgegeben vom Göttinger Arbeitskreis. Holzner Verlag Würzburg.

Das Buch bietet auf 220 Seiten in einem rechtlichen Teil (von Prof. Dr. Herbert Kraus) und in einem historisch-politischen Teil (bearbeitet von Karl O. Kurth) eine Erörterung der mit dem „Ostproblem Deutschlands" und damit der Oder-Neiße-Linie in Verbindung stehenden rechtlichen, historischen, soziologischen und politischen Fragen unter Einbeziehung auch der Sudetenfrage in deren historischen und aktuellen Aspekten. Es ist zweifellos geeignet, dem nachdenklichen Leser eine Übersicht zu vermitteln und ihn zu weiterer Beschäftigung mit den Einzelheiten und zu selbständigem Denken anzuregen. Angesichts der drängenden Aufgabe der Wiedervereinigung West- und Mitteldeutschlands muß auch das in schicksalshafter Verbundenheit mit dieser Aufgabe stehende Ostproblem viel mehr als bisher in das Bewußtsein nicht nur der deutschen, sondern der Weltöffentlichkeit gebracht werden. Es ist deshalb sicherlich sachdienlich, dem deutschen wie auch dem ausländischen Leser die völker- und staatsrechtlichen Grundprinzipien für die Regelung zwischenstaatlicher Beziehungen (Annexionsverbot, Selbstbestimmungsrecht der Völker, Unrecht der Massenaustreibungen) vor Augen zu führen und die unhaltbare These von einer angeblichen deutsch-slawischen „Erbfeindschaft" anhand der historischen Tatsachen aus der Geschichte Preußen-Deutschlands und Österreich-Ungarns eindeutig zu widerlegen. Das geschieht in diesem Buche.

Man wird allerdings bei vorurteilsloser Betrachtung nicht vergessen dürfen, daß die Westmächte in Teheran, Jalta und Potsdam wie auch sonst während des Krieges und nach ihm in blindem Haß und aus dem Fehlen gesamteuropäischen Verantwortungsbewußtseins eine verhängnisvolle Rolle bei der Behandlung des deutschen Ostens gespielt haben. Auch sie wollten Deutschland seinen Osten nehmen, wenn auch anfänglich zu einem geringeren Teil als es dann geschehen sit. Wenn in dem vorliegenden Buche von dem „Revisionismus der Westmächte" gesprochen wird, dann dürfte sich angesichts des Ost-West-Gegensatzes und der heutigen Weltlage die nachdenkliche und sorgenvolle Frage nach der praktischen Auswirkung und der Bewährungsprobe dieses angeblichen „Revisionismus" erheben. Kann man sich deutscherseits einseitig darauf verlassen? Die vielen, vielen Stimmen in der Öffentlichkeit des Westens, die den deutschen Rechtsanspruch verhüllt oder sogar unverhüllt als angeblich unpraktikabel ablehnen, dürften nicht zu überhören sein.

Bei voller Würdigung des Wertes der rechtlichen und historischen Argumentation wird man die in den politischen Erörterungen des Buches zwar erwähnte, aber leider nicht vertiefte und zu Schlußfolgerungen verdichtete Erkenntnis als maßgeblich anzusehen haben, daß nämlich ebenso wie die Wiedervereinigung Deutschlands bis zur Oder-Neiße-Linie allein mit Zustimmung der Sowjetunion erfolgen kann, das gleiche auch für die künftige Regelung ostwärts der Oder-Neiße gilt.

Es bleibt somit das **Kernproblem** anzupacken, **mit welcher Politik die berechtigten Forderungen realisiert werden sollen.** Bismarcks Wort, daß es ein Verbrechen sei, Außenpolitik nach Sympathie oder Antipathie zu betreiben, dürfte hier immer noch wegweisend sein. hwg

Neue Bildbände

Heinrich A. Kurschat: WUNDERLAND KURISCHE NEHRUNG. F. W. Siebert Verlag, Oldenburg i. O., 128 Seiten, Querformat, Halbl.

Schon durch sein geschmackvolles Äußere wird man gern zu diesem neuen Bildband über die Kurische Nehrung greifen, erst recht, wenn man in diesem Buch zu blättern beginnt. Auf 80 Kunstdruckseiten vereint es die schönsten Aufnahmen dieses Märchenstreifens der Ostsee. Vom nördlichsten Zipfel, dem Ferienparadies der Memeler, führt uns die Bilderreise herunter nach Cranz. Heinrich A. Kurschat schrieb den Text dieses Buches, der dem Bilderteil vorausgeht. Er ist mit viel Liebe zu diesem Stück Heimaterde geschrieben und läßt reiche Erinnerungen aufleben, immer wieder auch weiter in die Geschichte zurückgreifend. Mit einem Wort: ein Buch zum Verschenken und Sich-selbst-schenken! —ch

STETTIN IN 144 BILDERN. Hrsgg. von Georg Vollbrecht. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. Kart. 8,50 DM, Ln. 10,80 DM.

Mit diesem Band setzt der ostpreußische Verlag die Reise seiner ostdeutschen Dokumentarbildbände fort, aus der uns bereits sechs (drei über Ostpreußen, ein Band Danzig und zwei über Schlesien) bekannt sind. Wie in den vorliegenden Bänden läßt die Fülle und die sorgfältige Auswahl des Bildmaterials, darunter einzigartige Aufnahmen von weniger bekannten Motiven, erstaunen.

Schopenhauer ein Pessimist?

Die weitaus meisten Menschen, die von dem Philosophen Schopenhauer sprechen, werden ihn ohne weiteres einen unverbesserlichen Pessimisten nennen, nicht zuletzt wahrscheinlich die Philosophen selber. Nun unternimmt es K. O. Schmidt, Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Die Weiße Fahne" und Verfasser einer Reihe von Büchern, die der Verinnerlichung und Vergeistigung dienen wollen, in seinem letzten Werke „Das Erwachen aus dem Lebens-Traum / Meditationen mit Arthur Schopenhauer" (Baum-Verlag, Ffullingen), zu erweisen, daß nur oberflächliches Denken diesen Philosophen als Schwarzseher bezeichnen könne. — Ist das nicht ein gewagtes Unternehmen? Es scheint nur so. Wer sich tiefer mit Schopenhauer beschäftigt, wird tatsächlich finden, daß dieser zwar alles andere als ein Optimist ist, weil er, wie der Buddha, Leid, Not und Elend des irdischen Daseins nicht nur nicht übersieht, sondern in Raum und Zeit auch als vorherrschend erkennt; daß Schopenhauer aber, wie alle Religionen, auch keinen Weg der Erlösung weist. Es ist nicht der Weg des christlichen Kirchengläubigen, sondern der des Denkers und des Weisen der im Willen, im leidenschaftlichen Willen zum Leben, den Urgrund der Schöpfung sieht — und der als erlösenden Ausweg nur die Abkehr von aller Gier und Leidenschaft und der Einkehr in das eigene Selbst kennt. Dies Selbst aber, der Kern jeder menschlichen Existenz, ist nach Schopenhauer wesenhaft eins mit dem Ewigen und Unsterblichen. — K. O. Schmidt hält sich in seinem Buche sehr im Hintergrunde und läßt überwiegend Schopenhauer selbst das Wort, so daß überzeugend auch zum Ausdruck kommt, wie sehr dieser der Mystik, der deutschen und vor allem der indischen Mystik, nahe steht und geistig verpflichtet ist. Schopenhauer kennt allerdings — so hoch er es auch einschätzt — nicht das Erlebnis mystischer Verzückung. Sein Weg ist der der reinen Vernunft. Die höchste Erkenntnis der Mystiker, das „Nichts" am Uranfang der Schöpfung, das Nirwana der Buddhisten, das auch er bejaht, ist für Schopenhauer alles andere als das absolute Nichts. Es ist vielmehr ein Sein über allem irdischen Dasein, ein Wert über den irdischen Nichtigkeiten, ein Freisein von allen Qualen und Nöten des Erdenlebens.

Jeder Tod ist für Schopenhauer nur ein Scheintod, dem Schlafe ähnlich, und ein Übergang in ein anderes Leben. Und die Wiederverkörnerung der menschlichen Seele auf Erden ist für ihn etwas, was seiner Meinung nach für den denkenden Menschen geradezu selbstverständlich sein müßte. Dabei führt er eine ganze Reihe höchstgeistiger Menschen an, die, wie auch er, an die ewige Wiederkehr alles Lebendigen glauben. — Ist Schopenhauer, so begriffen, also ein Pessimist? Er ist ein Mensch, der über das Nieder-Irdische hinaus an ein höheres Sein glaubt, jenseits von Qual und Not. Doch das Entscheidende ist für ihn dabei der heroische Kampf des Menschen gegen sein eigenes Ich.

So ist er, wie schon gesagt, kein Optimist, doch ein Idealist reinsten Wassers, der es verdient, von uns Deutschen gerade in dieser dunklen Zeit gründlich gelesen — und, was noch wichtiger, gelebt zu werden. — Dieses Buch von K. O. Schmidt ist zur Einführung und Einfühlung in den großen Denker ein besonders geeigneter Wegweiser! **Fritz Kudnig.**

Erhard J. Knobloch: HINTER DEM HÜGEL. Bilder der Erinnerung. HERBSTLICHES AQUARELL. Gedichte. Bogen-Verlag München, je 3,20 DM.

Zwei kleine Neuerscheinungen, beachtenswert schon wegen der geschmacklichen Sorgfalt und Solidität der Ausstattung, die man selbst diesen schmalsten Bändchen angedeihen ließ.

Die biographischen Skizzen von Knobloch, der im böhmischen Elbtal beheimatet ist, sind kaum Erzählungen zu nennen, vielmehr mit zartesten Konturen gezeichnete Studien. Immer wieder durchbrochen von versonnenen Betrachtungen, kleinen Weisheiten, die ohne Prätention, eher mit einem leisen, melancholischen Lächeln nur gleichsam halblaut hingesagt werden. Ohne Pathos in Thema und Stil, aber mit viel Liebe zu allen Dingen, besonders denen der eigenen Kindheit.

Das zweite Bändchen von Knobloch, „Herbstliches Aquarell", ist Lyrik und zwar gute Lyrik. Echt im Erlebnis, voll Behutsamkeit ausgesagt, im Wort oft so dichterisch treffend, daß es betroffen macht. Man erfährt, wie die in unserem Alltag verbrauchte Welt durch die künstlerische Aussage wieder neu wird. Und das ist ja wohl das Signum wirklich berechtigter Verse. Zwischen subtilen, ziselierten Gestaltungen stehen auch bäurisch herbe, so humorvoll unbekümmert, daß ein Lachen um den Mund des Lesers zaubert.

Merker

Duisburger Bürger-Illustrierte

Zum Jahresende legte die Stadtverwaltung Duisburg die erste Ausgabe ihrer „Bürger-Illustrierten" vor. Die Stadtverwaltung hat damit einen neuen Weg beschritten, den Bürgern der Stadt den Verwaltungsbericht in so anschaulicher Weise zu präsentieren. Die Illustrierte will den Bürger mit der Arbeit der Selbstverwaltung in der Gemeinde vertraut machen. Auch des Patenkindes der Stadt, Königsberg, wird darin gedacht.

Unsere Leser bedienen sich bei ihren Buchbestellungen der Versandabteilung unseres Verlages

Heimatbuchdienst · Joh. Guttenberger

Postanschrift: Braunschweig, Donnerburgweg 50

Preußen - Bücher

Hans Joachim Schoeps
DAS WAR PREUSSEN
Zeugnisse der Jahrhunderte. Eine Anthologie.
301 S./Ln. DM 12,80

Hans Joachim Schoeps
DAS ANDERE PREUSSEN
Konservative Gestalten und Probleme im Zeitalter Friedrich Wilhelms IV. 2. bearbeitete und erweiterte Auflage.
363 S. / Ln. DM 24,80

Gustav Mendelssohn-Bartholdy
DER KÖNIG
Friedrich der Große in seinen Briefen und Erlassen sowie in zeitgenössischen Briefen, Berichten und Anekdoten.
544 S./Ln. DM 14,80

Leopold von Ranke
PREUSSISCHE GESCHICHTE
Aus dem Gesamtwerk ausgewählt und bearbeitet von Prof. Dr. Hans-Joachim Schoeps.
622 S./Ln. DM 11,50

Edith Mikeleitis
DIE KÖNIGIN
Ein Roman um Königin Luise von Preußen (200. Tsd.).
313 S. / Ln. DM 15,50



Herbert Blank
UNTER DEM SCHWARZEN ADLER
Preußische Berichte und Anekdoten.
134 S./Ln. DM 7,80

Gute Jugendbücher

ÜBERALL DABEI
Das große Jungenjahrbuch. 3. Jahrgang. 400 Seiten mit über 200 z. T. ganzseitigen Schwarzweißfotos, 34 Farbfotos u. farbigen Abbildungen sowie zahlreichen Textillustrationen. Auch diesmal wieder mit Preisausschreiben. Für Jungen ab 12 Jahren.
Leinen DM 12,80

FÜR DICH
Ein Jahrbuch für Mädchen. 2. Jahrgang. 312 Seiten mit über 60 Fotos und 4 mehrfarbigen Kunstdrucktafeln sowie über 120 Zeichnungen. Mit Preisausschreiben. Für Mädchen ab 13 Jahren.
Leinen DM 11,50

MÄNNER - FAHRTEN - ABENTEUER
Das Jahrbuch für richtige Jungen. 5. Folge. Weite Welt und Technik, Ernstes und Heiteres, Bastel- und Fototips, Tiergeschichten. 208 S. mit 16 Bildtafeln und vielen Zeichnungen.
Leinen DM 6,80

GLÜCKLICHE JAHRE
Das Jahrbuch für junge Mädchen. 5. Folge. Erzählungen aus Welt und Heimat, Ratschläge und Anregungen. 208 S. mit 16 Bildtafeln und vielen Zeichnungen.
Leinen DM 6,80



Wilhelm Matull
LIEBES ALTES KÖNIGSBERG
Ein Buch der Erinnerung mit zahlreichen Bildern.
190 S./Hln. DM 5,80

Unterhaltende Literatur - Romane, Erzählungen

Agnes Miegel
GESAMMELTE WERKE IN EINZELBÄNDEN

I GESAMMELTE GEDICHTE
Bestehend aus den beiden Teilen „Stimme des Herzens" und „Stimme der Heimat"
200 S. / Ln. DM 9,80

II GESAMMELTE BALLADEN
Hier beweist sich die Dichterin als letzte große Vertreterin dieser Dichtungsart.
212 S. / Ln. DM 9,80

III STIMME DES SCHICKSALS
Der Erzählungen erster Teil.
396 S. / Ln. DM 13,80

IV SELTSAME GESCHICHTEN
Der Erzählungen zweiter Teil.
384 S. / Ln. DM 14,50

V AUS DER HEIMAT
Der Erzählungen dritter Teil.
336 S. / Ln. DM 12,80

VI MÄRCHEN UND SPIELE
Märchen, dramatische Spiele, Autobiographisches. Mit einem Nachwort von Paul Fechter.
240 S. / Ln. DM 11,80

Außerdem sind folgende Einzelausgaben der Dichterin lieferbar:

DIE FAHRT DER SIEBEN ORDENSBRÜDER. Novelle.
80 S. / Geb. DM 2,80

DIE MEINEN. Erinnerungen.
80 S. / Geb. DM 2,80

UNTER HELLEM HIMMEL
Erinnerungen.
72 S. / Geb. DM 2,80

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE
64 S. / Geb. DM 2,80

Ottfried Graf Finckenstein
SCHWANENGESANG
Roman einer versunkenen Heimat. 18. Tsd.
600 S. / Ln. DM 11,80

Robert Budzinski
ENTDECKUNG OSTPREUSSENS
Ein Buch zum Schmunzeln, in dem der originelle Autor seine Heimat kritisch unter die Lupe nimmt, mit zahlr. Holzschnitten und Federzeichnungen des Verfassers.
80 S./Ln. DM 5,50

Dr. Wilhelm Gaerte
VOLKSGLAUBE UND BRAUCHTUM OSTPREUSSENS
Gegenwärtiges und vergangenes Brauchtum zu lebensvoller Übersicht vereinigt Mit 16 Bildtafeln 160 S. DM 13,80

William von Simpson
DIE BARRINGS
Der große ostpreußische Familien-Roman.
816 S./Ln. DM 12,80

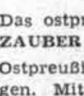
DIE ENKEL
Der Barrings II Teil.
550 S./Ln. DM 12,80

DAS ERBE DER BARRINGS
Mit diesem dritten Band reicht die Geschichte der Barrings bis in unsere Tage.
640 S./Ln. DM 14,80

Charlotte Keyser
UND IMMER NEUE TAGE
Roman um eine memelländische Familie zwischen zwei Jahrhunderten 11 Aufl., 76. Tsd 452 S Ln DM 10,80

Charlotte Keyser
SCHRITTE ÜBER DIE SCHWELLE
Dieser Roman spielt zur Zeit der großen Pest in Tilsit im Beginn des 18 Jahrhunderts.
480 S./Ln DM 11,80





Fritz Kudnig
DAS WUNDER AM MEER
Das Lied einer Landschaft. Gedichte von Haff, Meer und Dünenland. Mit 8 Bildern von der Nehrung.
48 S./kart. DM 2,80
Ln. DM 4,25

Fritz Kudnig
LAND DER TAUSEND SEEN
Gedichte von Masurens Seen und Wäldern. Mit 8 Kunstdruckbildern.
48 S./kart. DM 2,80
Ln. DM 4,25

Rudolf G Binding
DAS HEILIGTUM DER PFERDE
Das „hohe Lied von Trakehnen" mit vielen Pferdeaufnahmen 69 Tsd.
108 S./Ln. DM 9,80

Neu zum 100. Geburtstag Hermann Sudermanns

HEIMAT IM OSTEN
Eine Auswahl der schönsten Erzählungen. Mit 44 Foto- und 8 farbigen Bildwiedergaben
250 S./Ln. DM 9,80

Preiswerte Jubiläums-ausgaben

DER KATZENSTEG
Roman (534. Tsd.)
270 S./Ln. DM 5,80

FRAU SORGE
Roman (494. Tsd.)
270 S./Ln. DM 5,80

Walter von Sanden-Guja
DAS GUTE LAND
Der Lebensbericht des Dichters, in dem er von seiner Jugend auf den Gütern seiner Eltern in Ostpreußen erzählt 6 Aufl.
208 S./Ln DM 8,75

Neu!

Das ostpreußische Volksbuch
ZAUBER DER HEIMAT
Ostpreußische Meistererzählungen. Mit Beiträgen von Agnes Miegel, Ernst Wiechert, Hermann Sudermann, Johanna Wolff, Hansgeorg Buchholtz, Alfred Brust u. a.
296 S. mit 8 Kunstdrucktafeln, Format 15,8×23 cm, Ganzln. 13,50

DOENNIGS KOCHBUCH
Das Kochbuch, das in keiner ostpreußischen Familie fehlen sollte. Die Rezepte waren in der Ostpreußischen Haushaltungsschule jahrelang erprobt worden. 32. ganz neu bearbeitete und auf den letzten Stand gebrachte Auflage (215. Tsd.!). 4 Farbtafeln, 38 Abb., 640 S. mit rund 1200 Rezepten.
Leinen DM 19,50
Kunstleder DM 21,50

Kleine Geschenke

C. F. Strobach
ANNA JADWIGA
Vier Erzählungen.
72 S. DM 2,80

HELPT ET NICH, SO SCHAD'T ET NICH
Ostpreußische Sprichwörter. Eine originelle Sammlung.
60 S. / brosch. DM 2,80

Prächtige Erinnerungsbände

OSTPREUSSEN
Unvergessene Heimat in 116 Bildern. Ein Dokumentarbildband mit ausgewählten Textbeiträgen ostpreußischer Dichter. Großformat.
160 S. / Ln. DM 14,80
Hleder DM 19,50

KÖNIGSBERG
Ein Buch der Erinnerung mit 66 Bildern. Großformat.
128 S. / Ln. DM 12,80
mit Stadtplan DM 15,30
Hleder DM 17,50
mit Stadtplan DM 20,—

WIND, SAND UND MEER
Die Kurische Nehrung in 52 Bildern. Ein Buch der Erinnerung mit ergänzenden Textbeiträgen namhafter ostpreußisch. Autoren. Großformat
108 S./Ln. DM 12,50
Hleder DM 17,—

STILLE SEEN — DUNKLE WÄLDER
Masuren und Oberland in 4. Bildern. Spiegelt den Zauber der alten Grenzlandschaft, begleitet von ausgewählten Texten ostpr. Autoren. Großformat.
100 S./Ln. DM 12,50
Hleder DM 17,—

KÖNIGSBERG IN 144 BILDERN
Ein Bildwerk von der einstigen Größe und Schönheit der Hauptstadt Ostpreußens
Kart. DM 8,50
Ln. DM 10,80

MASUREN IN 144 BILDERN
Das Land der dunklen Wälder in all seiner Schönheit
Kart. DM 8,50
Ln. DM 10,80

DANZIG IN 144 BILDERN
Die alte Hansestadt, die Perle der Ostsee in ihrer einstigen unversehrten Schönheit.
Kart. DM 8,50
Ln. DM 10,80

VON MEMEL BIS TRAKEHNEN IN 144 BILDERN
Ein Erinnerungswerk über den nordöstlichen Teil Ostpreußens.
Kart. DM 8,50
Ln. DM 10,80

Merian-Heft
KÖNIGSBERG
Die alte Krönungsstadt wie sie war und heute ist, mit zahlreichen, teils mehrfarbigen Bildern. 194 S. DM 3,50

Quer durch Ostpreußen
Dies Land bleibt deutsch

QUER DURCH OSTPREUSSEN
100 Aufnahmen aus Ostpreußen mit Begleittext. Eine Wanderung quer durch die Heimat.
60 S./kart. DM 3,85
Ln. DM 6,—

Walter Frevert
ROMINTEN
Ein Prachtband von Deutschlands Jagdparadies. 228 S. Text, 64 Kunstdruckseiten mit 102 Abb., davon 4 Farbtafeln, eine Übersichtskarte. Großformat.
Ln. DM 24,80

Marius-Falkenbach
MITTEN DURCH UNSER HERZ
Bilder und Berichte aus Mittel- und Ostdeutschland.
160 S. mit 157 Fotos und 4 Karten. Großformat.
Ln. DM 16,80

Walter Scheffler
MEIN KÖNIGSBERG
Spaziergänge in Sonetten und Liedern. Mit 8 Kunstdruckbildern.
48 S./kart. DM 2,80
Ln. DM 4,25

Eine Antwort auf die quälende Frage

Wie sieht es heute in der Heimat aus?

geben diese beiden Bücher

DAS HEUTIGE OSTPREUSSEN
Ein Bild- und Reisebericht aus dem poln. besetzten Teil Ostpreußens. 80 S., davon 68 S. Kunstdruck. DM 5,80

DAS HEUTIGE DANZIG
Ein Reise- und Bildbericht mit 75 Fotos auf Kunstdruckpapier. Zusammengestellt von Dr. H. K. Gspann. DM 5,80

Kalender · Jahrbücher

OSTPREUSSENKALENDER 1958
Beliebt und bekannt bei allen Ostpreußen. Im 20. Jahrgang. Abreißkalender mit 24 Fotopostkarten. DM 3,75

OSTPREUSSEN IM BILD 1958
WESTPREUSSEN IM BILD 1958
Zwei Bildwandkalender mit je 26 Fotopostkarten je DM 2,50

WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 1958
Hrsg. von der Landsmannschaft Westpreußen.
160 S. DM 4,—

DANZIGER HAUSKALENDER 1958
10. Jahrg.
Hrsg. Siegfried Rosenberg.
128 S. DM 2,80



DER REDLICHE OSTPREUSSE 1958
Der ostpreußische Haus- und Familienkalender. DM 2,—

Das richtige für Fastelbeer un Fasteldanz

HUMOR AUS OSTPREUSSEN
Anekdoten u lustige Geschichten, wie sie in der Heimat von Mund zu Mund gingen.
128 S./kart. DM 4,25
Ln. DM 5,50

333 OSTPREUSSISCHE SPÄSSCHEN
Echter urwüchsig. Volkshumor.
148 S. DM 4,80

HIER LACHT OSTPREUSSEN
Ein neuer Band ostpreußischen Humors. Reich illustriert.
26 S./kart. DM 3,25
Ln. DM 4,40

Überall beliebt
die Humorbände von Dr. Lau

Sie enthalten einen Schatz herzerfrischenden ostpreußischen Humors in heimatlicher Mundart
Besonders geeignet für den Vortrag oder zum Vorlesen an Heimatabenden



KRIEMELCHENS
Der dritte Band der humoristischen Gedichte.

SCHABBELBOHNEN
Humoristische Gedichte in ostpreußischer Mundart.



AUGUSTE IN DER GROSSTADT
Band I und II
Heimatbriefe des Dienstmädchens Auguste Oschkenat aus Enderweitschen per Kieselischken. Neue Ausgabe der urkomischen u. typischen Heimatbriefe.

PLIDDER-PLADDER
Der zweite Band der humoristischen Gedichte.



LANDBRIEFTRÄGER TROSTMANN ERZÄHLT
Lustige ostpreußische Geschichten

Jeder Band mit 44 bis 48 Seiten, kartoniert, kostet nur DM 2,50.

Unsere Lieferbedingungen

Alle Preise verstehen sich ausschließlich Porto. Zahlbar per Nachnahme. Bei Vorauszahlung auf Postscheckkonto Hannover 126725 Joh. Guttenberger, Braunschweig, portofreie Zusendung.

Bestellschein

(ausschneiden und im Umschlag als Drucksache senden an Heimatbuchdienst, Braunschweig, Donnerburgweg 50)

Ich bestelle hierdurch

...... Expl. **OSTPREUSSENKALENDER 1958** DM 3,75
...... Expl. **OSTPREUSSEN IM BILD 1958** DM 2,50
...... Expl. **WESTPREUSSEN IM BILD 1958** DM 2,50
...... Expl. **ZAUBER DER HEIMAT** ...... DM 13,50
...... Expl. **DER REDLICHE OSTPREUSSE 1958** DM 2,—

Ferner:

....

Anschrift (bitte deutlich).

....

Stille Einkehr / Ein Besuch am Grabe Johanna Wolffs

Die Berge und Seen des Tessin waren im vergangenen Jahr unser Ferienziel. In dem kleinen Ort O r s e l i n a, 200 Meter oberhalb des vielbesuchten L o c a r n o am L a g o M a g g i o r e, haben wir für wenige Wochen der Erholung in einer schmucken Villa eine hübsche Bleibe gefunden.

Von unserem Balkon aus genießen wir einen bezaubernden Blick auf den lieblichen See und die ihn wie schützend umgebenden Berge, an dem wir uns nicht sattsehen können. Sei es, daß die frühe Morgensonne dieses Bild in frischem Glanze hell erstrahlen läßt, oder die satte Mittagsglut schwer lastend auf der Landschaft liegt, sei es, daß der milde Schein der Abendsonne sie vergoldet, oder der See im bleichen Mondlicht silbern glitzert, umrahmt von den Silhouetten der dunklen, bewachsenen Berge: zu jeder Zeit sind wir aufs neue gebannt von den Reizen dieses herrlichen Stückchens Erde.

Ähnliches mag auch die ostpreußische Dichterin J o h a n n a W o l f f empfunden haben, die das Glück hatte, in späteren Jahren hier leben und wirken zu dürfen. Ganz in der Nähe unseres Häuschens haben wir die „Eremitage", ihren einstigen Wohnsitz, gefunden. Scheu gehen wir an dem freundlich grüßenden Haus vorüber, denn hier können wir der Dichterin unseren Besuch nicht mehr abstatten. Wir steigen vielmehr den steilen Weg zum Friedhof hinan, der, hoch über den Dächern des kleinen Ortes, eine baufällige, graue Kirche umschließt.

Da wir ihre letzte Ruhestätte dort vermuten, gehen wir langsam suchend von einem Grab zum anderen, ohne jedoch den vertrauten Namen zu finden. Sollte Johanna Wolff unter einem der verkommenen, namenlosen Hügel ruhen, versunken und vergessen?

Wir wehren uns gegen diesen Gedanken, wollen aber schon bedrückt die Suche aufgeben, als uns endlich doch noch eine Spur den richtigen Weg weist: nach M e r g o s i c a, einem kleinen Ort im wild-romantischen V e r z a s c a - T a l, wo die Dichterin wunschgemäß die letzte Ruhe fand.

Am andern Tag bringt uns das Postauto in bewundernswert geschickter Fahrt, an steilen Berghängen entlang, in das stille Tal, das, von hohen Bergen umgeben, düster und schwer anmutet. Zu halber Höhe erblicken wir ein unbeschreiblich armes Bergnest. Grau und traurig klammern sich die windschiefen Hütten, wie Schutz suchend, am nackten Felsen an. Hier scheint die Welt zu Ende zu sein.

In sicherer Fahrt nimmt unser Auto die letzte Höhe und hält vor der alten Kirche in Mergoscia.

Wir steigen aus und lenken die Schritte zum kleinen Friedhof, nicht ohne die bange Frage: „Welcher Anblick wird uns hier erwarten?"

Als wir die wenigen Stufen herabgestiegen sind, bleiben wir etwas beklommen stehen. Kalt und lieblos liegen vor uns reihenweise Sandhügel mit verwitterten Kreuzen. Der Kirchhof scheint restlos ungepflegt zu sein. Wie wir später erfahren, ist der Grund hierfür die Auswanderung der Hinterbliebenen.

Doch als unser Blick nach links gleitet, offenbart sich uns ein ganz anderes Bild:

In der Friedhofsecke, umsäumt von üppigblühenden, blauen Hortensienbüschen, finden wir ein stattliches, von Gras und Klee überwachsenes Grab, und eine schlichte graue Steintafel an der Mauer kündet uns, daß wir endlich am Ziel unseres Suchens angelangt sind.

Hier lesen wir:

H a n n e k e n
Keiner war gut
genug mit Dir.
G.

Erschüttert verweilen wir hier, während vor unserem geistigen Auge das Bild des geliebten Vaters erscheint, dessen Erzählungen uns das „Hanneken" nahegebracht haben. Ihm, der die greise Dichterin und ihre Werke verehrt und geschätzt, den eine geistige Verwandtschaft mit ihr verbunden und der sie kurz vor dem Kriege noch in der „Eremitage" besucht hatte, ist nicht mehr vergönnt, hier an diesem stillen Ort Einkehr zu halten, da er nun auch schon, des Wanderns müde, ans Ziel unseres Erdendaseins gelangt ist. So legen wir stellvertretend für ihn einen bunten Sommerstrauß nieder und denken an die tröstlichen Worte Johanna Wolffs:

„T o d — ! Unaussprechlich süß nach bittrem Leben
Dir bin ich willig hingegeben.
Tu wie du mußt. Mir bleibt im Innersten bewußt,
Du bist den Menschenkindern hold.
Nein, Tod ist nicht der Sünde Sold!
Tod ist des Lebens wundervolle Blüte,
Ist Lächeln Gottes, unerhörte Güte — — —"

Das Stimmchen unseres Kindes ruft uns plötzlich aus unserem Sinnen wach und zurück in die Gegenwart. Bisher hat es stillvergnügt mit sich selbst im Gras gespielt, doch nun beansprucht es wieder sein Recht. Auch ein kühler Abendwind von den Bergen mahnt zu Aufbruch und Rückkehr.

Als wir auf der Heimfahrt nochmals abschiednehmend den Blick wenden, leuchten Kirchlein und Friedhof im letzten goldenen Schein der matten Abendsonne, und dieser milde Glanz mutet uns an wie ein Grüßen aus der Ewigkeit.

Längst hat uns der Zug in schneller Fahrt wieder der Heimat und dem Alltag zugeführt. Die reichen Erlebnisse der strahlenden hochsommerlichen Ferientage begleiten unser Tagwerk und schenken uns frische Kraft.

Besonders dankbar aber gleiten die Gedanken in das ferne Tal von Mergoscia, denn in leuchtender Erinnerung ist und bleibt uns der Besuch in der Stille und Einsamkeit, der Besuch bei „Hanneken".

Elisabeth Wohlleben-Schabert



Johanna Wolff
Porträt
von Ruth Zimmern

Das ostpreußische „Hanneken"

Zum 100. Geburtstag von Johanna Wolff

Am 30. Januar wäre Johanna Wolff 100 Jahre alt geworden. In Tilsit geboren, ist sie in frühestem Kindesalter Waise geworden und als Stadtarmenkind in die Pflege einer gestrengen Ziehmutter gegeben. Nach ihrer Einsegnung zog sie nach Memel in das Haus frommer Lehrersleute, widmete sich aber bald der Krankenpflege, 18 Jahre lang stand sie als Diakonissin im Dienste der Kranken. In der Cholerazeit pflegte sie in Hamburg mit hingebungsvoller Selbstlosigkeit einen schwerkranken jüngeren Mann, dem sie auch dadurch dem Tode entreißen konnte. Einige Jahre später holte derselbe Mann, der der hanseatischen Kaufmannschaft angehörte, sie als Gattin heim und erbaute ihr das Haus Moorfred in der Rissener Heide. In dieser Zeit trat sie mit verschiedenen Werken epischer und lyrischer Art an die Öffentlichkeit, darunter ihr „Hanneken", das seither viele Auflagen erlebte. Mitte der zwanziger Jahre machte ihr und ihres Mannes Gesundheitszustand einen Klimawechsel erforderlich; sie wählten das malerisch gelegene Locarno-Orselina, wo sie ihren Lebensabend verbrachte und am 5. Mai 1943 starb.

Aus ihrem reichen Schaffen erwähnen wir hier ihre bekanntesten Werke: „Hanneken, ein Buch von Arbeit und Aufstieg", „Hannekens große Fahrt", „Andres Verlaten", „Hans Peter Kromm, der Lebendige" und „Schwiegermütter". Nichts wäre mehr zu wünschen, als daß zu ihrem 100. Geburtstag ein mutiger Verlag ihr Werk der Vergessenheit entrisse.

Ich warte auf die Nacht, die kühle,
mit ihrer wundervollen Ruh
deckt sie das irrende Bewegen
der müd gewordnen Seele zu.

Ich warte auf das große Schwingen;
sacht rauscht dein Mantel, stiller Tod,
gesäumt um deine mächtigen Flügel
trägst du das junge Morgenrot.

Du große Nacht, da ist kein Grauen;
Tod ist ein unverstandenes Spiel,
das ewige Leben aufzubauen;
das Gleichnis stirbt, es lebt das Ziel.

J o h a n n a W o l f f



(53)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Wie das so geht: Kaum is das eine Jahr zu End, fängt auch all wieder e neies an. Und alle Menschen winschen sich gegenseitig Glick und hoffen und lauern. Wodrauf eigentlich? Und die, wo es ganz genau wissen wollen, haben inne Silwästernacht dem Orakel befragt. Manche sind dadrauf wie verrickt. Fier die is das denn nich mehr bloß e Spielerei, daß de Zeit bis zwölf schneller vergeht, wenn se das neie Jahr erwarten, sondern die sind direkt vonnem Aberglauben behoppst, und es is denn manchmal sehr schwer, ihnen zu kurieren.

So eine war auch de Linche in unserm Dorf zu Hause, die war in diese Hinrichtung wirklich marksdammlig. De Emma hädd ihr aufe Straße aufgelesen, se fand ihr, wie se einem großen Koffer schleppd und ganz bitterlich weinen tat.

„Is der Schatz untrei geworden?" fragd se ihr. „I nei", meind de Linche, „das wär nich das Schlimmste, giebt ja genug andre Kerdels. Ich war in Kunigollen beinen Scheppat im Dienst, und der hat mir rausgeschmissen, weil ich seinem Jung das Gesicht zerkratzt hab. Kratzen kann ich gut, sehn Se man meine Nägel an. Der Krät hat auf mir Rinozeroß gesagt. Richtig ausgesprochen hat er es ja nicht, aber er hat so dem Mund gestellt, als ob er es sagen wolld, und da hab ich ihm zur Sicherheit mit meine Nägel de Backen behobelt. Und da war aus. Nu such ich e neie Stell, wissen Se nich einem, wo Hilfe braucht?

De Emma wußd zufällig einem, nämlich unserm Funkenfiester Kornatz, — ach so, Se wissen emmend nich mehr, was e Funkenfiester is. Das war der Mann, wo de Schmied hädd und de Kobbels beschlagen tat. Bei dem bracht se ihr hin, und se wurden auch schnell einig. Der Kornatz hädd gerad gebaut, und nu war der ganze Dreck vonne Handwerkers wegzuraggen, deshalb solld se gleich dableiben. Aber das wolld se fier kein Geld. „Heite is Donnerstag, Fleischtag", sagd se, „und wer am Fleischtag dem Dienst antritt, kriegt kranke Hände und Fieße!"

Der Kornatz wolld ihr das ausreden und sagd: „Das is doch Aberglauben." Aber se blieb bei ihr Stick. Da nahm ihr de Emma fier eine Nacht mit bei uns, aber se missd aufe Lucht im Briehtrog schlafen. Das war ihr egal, Hauptsach, se brauchd erst Freitag beim Kornatz zu gehen.

Dem ganzen Abend erzähld se uns Schauergeschichten, wie se mal am Kreizweg nach Pelleningken inne Nacht einem Herr getroffen hadd. Der hädd e schwarzem Anzug angehabt und e weißes Schemisett und weiße Hanschkes. Und wie se genau hinkickd, hadd er einem Pferdefuß. Denn hat es mit eins gebumst und gestöwert, gedonnert und geblitzt, und es stank meilenweit nach Schwefel, und denn war er weg. „Das is doch alles Aberglauben", sagd ich dadrauf, aber de Emma war so aufgeschuchert, daß se de ganze Nacht kein Aug nich zumachen konnd.

Kaum war de Linche drei Tage beim Kornatz, da fing se an zu weinen: „Ieber mir wird innes Dorf schlecht gesprochen", sagd se, „ich h-ab e Blas aufe Zung." „Aberglauben", sagd der Kornatz. Wie se sich einmal beim Wasserholen beplauksche tat, meind se: „Sehn Se, das hat einer nu davon. Nu krieg ich e Söffke als Mann!" So ging das bei ihr in eine Tur, jedem Tag hädd se was Neies. Das war ihr auch mittem Harkenstiel und mitte Ofenkrick nich auszutreiben, wenn einer es versucht hädd. Jedes Mal kriegd se zu heeren: „Aberglauben, Aberglauben!"

Das schlug ihr mitte Zeit aufe Plautz, und se fassd dem Entschluß, dem Spieß umzudrehn und sich zu rewangschieren. Einem Mittag gab ihr Leibgericht, gebratene Gritzwurst, und se schluckd und schluckd, als wenn ihr einer jagen t-at. „Iß langsam, Linche", sagd de Frau Kornatz, „laß dir Zeit, sonst kriegst e krankem Magen." Da stoppd de Linche noch schnell drei volle Löffel innes Maul und meind triumpfierend: „Aberglauben!" Nachmittag mußd se am Wäschepfahl e Nagel einschlagen. Dabei drehd se sich um und unterhield sich mitte Frau Kornatz. „Kick hin, wo du kloppst", sagd die, „daß er nich schief zieht!" Da reckd se sich auf ihrem Tritt inne Heeh wie de Königin von Saba, schitteld dem Kopp und meind leitselig: „Aberglauben, alles Aberglauben!" Rietz, haud se sich mittem Hammer aufem Daumen, daß se vom Tritt flog und sich de Hiften bescheieren tat, und denn wurd der Daumen doppelt so groß wie er vorher gewesen war.

Aber noch hädd se nich genug. Se ieberfraß sich beim Beiktuwis und missd beim Doktor gehn. Der verschrieb ihr kleine Pillen, von die solld se jedem Abend zwei Stick einnehmen. „Bloß zwei von die kleine Drecker! Was soll das helfen? Der Dokter is mir scheint e Happche dammlig." „Mach man genau, wie er gesagt hat", meind der Kornatz, „sonst is nich gut!" Und wieder sagd se hehnisch: „Aberglauben!" und nahm abends gleich zehn von die Pillen auf einmal. Aber wie se dem andern Morgen inne Kirch ging, es war Sonntag, kam se mit eins kreideweiß rausgestirzt. Se war so in Fahrt, daß se bald de Kistersche umrannd, und brilld: „Wo bleib ich, wo bleib ich?" Mit Miehe, daß se ihr gerad noch auf das barmherzige Haus'che hinzoddern konnd, sonst hädd es e großes Mallöhr gegeben.

Aber kuriert war se immer noch nich. Wie im Herbst Spillen geschittelt wurden, stoppd se sich dem Bauch richtig voll mit die sieße Pflaumchens und trank e Toppche Wasser drauf. „Ei, ei", sagd de Kornatzsche, „wenn das man gut geht! Vor fimf Jahre hat de Frau Bägerau Kirschen gegessen und Wasser getrunken, und inne Nacht wurd se sterbenskrank. Se haben ihr heiße Ziegelsteine aufem Bauch gepackt und ihr mitte Kartätsch bearbeit. Aber ehr daß der Dokter kam und ihr helfen konnd, war se aufgeplatzt wie e Rapätschke. Obst und Wasser is sehr gefährlich." Da lachd de Linche: „Aberglauben, Aberglauben! Ich weiß schon, was mir guttut, „und trank noch e halbem Stippel Buttermilch. Aber inne Nacht war es denn passiert. Se stöhnd und brillt: „Ich platz, ich platz!" Kornatzens rannden rauf aufe Lucht, wo se ihre Kammer hädd, und da lag se wie e Sau inne Bucht. Se war aufgedunst wie e junge Kuh, wo im frischen Klee gewesen is, und in ihrem Bauch hat es gegnurrt und gekwakst und geburbelt, als wenn in ihre Kaldaunen vier Mann bei e Hochzeit aufspielen.

Nu war aber Holland in Not! Se packden ihr aufem Wagen und fuhren ihr im Krankenhaus. Was se da alles mit ihr aufgestellt haben, weiß ich nich. Manche Leite sagden, se hädden ihr dräniert. Jedenfalls war se bald vier Wochen weg, und wie se wiederkam, hädd se endlich Vernunft angenommen, denn se war man bloß noch gerad dem Tod von die Schippe gehoppst. Se wurd still und friedlich und sang dem ganzen Tag! Von Eduard und Kunigunde, wo se ihm im Bärenpelze stehen sah und ihm denn erstochen hat. Aber bevor er die Klumpen aufsetzd, sang er ihr noch an: „Fahr wohl, du Stolze, du Spröde, dein Stolz wird dich gereun!" Und denn kam, wo de Miehle ihre Fliegel dreht und der Sturmwind braust und das Lied vom kleinen Postilljohn, herzinniglich und trei. Am Bache stehn die Weiden, er muß vom Schatze scheiden, und das tut ihm im Herzen so weh. Zuletzt kam denn: „Auch du, auch du wirst einmal schlafen gehn." Aber se ging nich schlafen, sondern fing, wenn se soweit war, wieder von vorne mit die Kunigunde an. Bloß wenn ihr einer zwischenkam und was von Aberglauben sagd, denn sprang se auf und zerkratzt ihm de Backen, denn ihre Nägel waren noch immer so scheen wie frieher.

Lassen wir de Linche und ihre Lieder allein, ich will Ihnen noch schnell erzählen, wie ich zwei Stabutzers so von fimf, sechs Jahre belauscht hab. Die wollden heiraten, wenn se groß waren. Der eine wolld viele Kinder, der zweite gar keine. „Kinder sind bloß ungezogen und machen Krach", meind er. „Aber wie willst du das machen, daß du keine Kinder kriegst?", fragd der erste. „Das sag ich meine Frau, und denn muß se gehorchen." „Meinst, das geniegt?" „Na klar, geniegt das! Wenn ich keine will, denn will ich ebend keine."

Der andre schitteld nachdenklich dem Kopf, schmeißt dem Lehmklumpen aufe Erd, wo er inne Hand hat, springt auf und meint ganz dreibastig und siegesbewußt: „Ei, was machst, wenn se heimlich brietet?"

Liebe Landsleite, ich bin nich abergleibisch, aber sicher is sicher! Deshalb kneif ich fier Ihnen dem Daumen, daß Se auch im neien Jahr gesund und glicklich sind.

Herzliche Grieße

Ihr alter
Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

Aufruf der Heimatgemeinschaft Rößel

Rettet das heimatliche Kulturgut

Der Förderring der Heimatgemeinschaft Rößel (Vorsitzender Oberstudiendirektor Dr. Poschmann, Lippstadt/Westf., Kestingstr. 77) hat es sich zur Aufgabe gemacht, das heimatliche Kulturgut zu pflegen und zu erhalten; er will die Erinnerung an unsere schöne ermländische Heimat wachhalten und ruft daher alle Landsleute aus dem Kreis Rößel zur Mitarbeit auf. Er wendet sich hiermit an alle, die einst im öffentlichen Leben standen, an alle ehemaligen Verwaltungsbeamten, Bürgermeister, Stadt- und Gemeinderäte, Pfarrer und Lehrer, an alle Bauern, Arbeiter, Handwerker und Kaufleute: Landsleute, helft mit! Rettet das heimatliche Kulturgut! Das Bild unserer ermländischen und ostpreußischen Heimat soll für alle Zeiten lebendig bleiben!

Liebe Landsleute aus dem Kreis Rößel! Wir können noch viel über unsere Heimat zusammentragen, wenn alle mithelfen! Ein jeder soll sich angesprochen fühlen, jeder kann etwas dazu beitragen.

Was wollen wir schreiben und sammeln?

Berichte und Aufzeichnungen aus der heimatlichen Umgebung, über die Geschichte der Dörfer unseres Kreises, Sagen und Märchen, über Sitten und Gebräuche, über sonderbare Leute, „Originale" genannt, usw. Die Handwerker könnten z. B. berichten, wie sie mit ihren Gesellen und Lehrlingen in ihrer Werkstatt gearbeitet haben, welche Bräuche bei der Lossprechung in den einzelnen Innungen üblich waren. Die Bauern könnten etwas aus der Zeit des Dreschflegels und der Petroleumlampe schreiben, vom Leben und Treiben in den Spinnstuben und auf den Märkten. Sehr erwünscht sind Zeichnungen vom eigenen Hof oder Dorfpläne mit der Feldmark. Die Kaufleute, insbesondere die ältere Generation, könnte uns sicher noch einiges aus der Zeit berichten, da es noch keine Eisenbahn gab und die Waren mit Planwagen aus Heilsberg oder Königsberg geholt wurden. Wer hat noch Aufnahmen aus der Zeit der Postkutsche oder von der Eröffnung der ersten Eisenbahnen in unserem Kreis?

Alle Berichte und Mitteilungen werden als Dokumente der vergangenen Zeiten im „Rößel-Zimmer" des Emsländischen Heimatmuseums in unserem Patenkreis Meppen aufbewahrt werden und den Grundstock zu einem Heimatarchiv des Kreises Rößel bilden. Auszüge davon werden in der Ermländischen Beilage der „Ostpreußen-Warte" und im „Rößeler Heimatboten" erscheinen und damit allen zugänglich gemacht werden. Die eingegangenen Arbeiten werden gleichzeitig für die Arbeitsgebiete des Ermländischen Geschichtsvereins, des Göttinger Arbeitskreises und des Kulturbundes Deutscher Osten ausgewertet.

Liebe Landsleute! Das Arbeitsfeld des Förderringes ist groß! **Alle können mithelfen und zur Erhaltung des heimatlichen Kulturgutes beitragen.** Jeder schreibe so, wie er es kann. Entscheidend ist nicht, ob man mit Tinte oder Bleistift schreibt; wichtig ist, daß überhaupt ein Anfang gemacht wird. Deshalb: Greift zur Feder oder zum Stift und schreibt!

Um Irrtümer zu vermeiden, wird darauf hingewiesen, daß Kreisvertreter Stromberg (Hamburg) für unsere Angelegenheiten **nicht** zuständig ist.

Alle Einsendungen an den Vorsitzenden bzw. an den Geschäftsführer des Förderringes, Lehrer Erwin Poschmann, Kisdorf über Ulzburg/Holstein.

Neue Lichtbildreihen

Für die Vortragsarbeit im laufenden Winterhalbjahr hat der Lichtbildverlag Dr. Werner Lucas, Berlin-Lichterfelde-West, Fontanestr. 9a, in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte sehr interessante Lichtbildreihen als Diapositive bzw. Bildbänder herausgegeben:

1. **„Das handwerkliche Kunstschaffen in den deutschen Ostgebieten"** (Sachbearbeiter: Dr. Meyer-Heisig),
2. **„Deutsche Barockkunst in West- und Ostdeutschland"** (Sachbearbeiter: Prof. Dr. Grundmann),
3. **„Deutsche Kulturströme zwischen West und Ost"** (Sachbearbeiter: Dr. Schremmer).

Außerdem erschienen im gleichen Verlag Lichtbildreihen über **„Ostpreußen", „Danzig", „Pommern"** und **„Brandenburg"**.

Rückgabe deutschen Eigentums

In der polnischen und in einem Teil der westdeutschen Presse wurde in den letzten Monaten wiederholt das von Warschau im Mai 1957 erlassene „Gesetz über die Rückgabe deutschen Eigentums" erwähnt. Die polnische Presse übte dabei auch Kritik an der mangelhaften Durchführung dieses Gesetzes. Es ist darin die Rückgabe von Ein- und Zweifamilienhäusern mit Nebengebäuden, Höfen und Gärten vorgesehen. Jedoch darf bei einem Einfamilienhaus die Wohnfläche 110 qm nicht überschreiten. Ferner sind Handwerks- und kleine Industriegebäude, Pensionen und Gärtnereien in die Bestimmungen einbezogen. Eine automatische Rückgabe erfolgt nicht, vielmehr ist von den zurückgebliebenen Deutschen ein Antrag bei den örtlichen Kreis-Nationalräten zu stellen. Der landwirtschaftliche Besitz von Deutschen ist in dem Rückgabegesetz nicht berücksichtigt. In den polnischen Zeitungen heißt es dazu, daß zur Regelung dieses Komplexes andere Gesetze maßgebend seien.

Die Webkunst kommt wieder zu Ehren

Eine sehenswerte Ausstellung der ostpreußischen Webschule Lyck

OSNABRÜCK. Das Handweben war früher eine vielbeachtete Kunst, die auch in unseren Bauernstuben fleißig gepflegt wurde. Heute findet man nur noch selten einen Webstuhl auf dem Lande in Betrieb, obgleich nach wie vor Handwebereien von den Hausfrauen sehr geschätzt werden, sowohl wegen ihrer Haltbarkeit als auch wegen ihrer aparten Verarbeitung. Es ist daher sehr begrüßenswert, daß die in Osnabrück gut bekannte Handweberei Syttkus — frühere ostpreußische Webschule Lyck — von Freitag, 8. November, bis einschließlich Sonntag, 10. November, in ihrer erweiterten Werkstatt an der Rheiner Landstraße (Endstation Bellevue) in einer sehr geschmackvoll gestalteten Ausstellung hübsche Handwebereien allen Hausfrauen vor Augen führt.

Die Ausstellung entzückt jedes Kennerauge durch das Zusammenwirken von hochwertigem Material und geschmackvoller Verarbeitung. Sogar auf dem Webstuhl verarbeitete Seidenerzeugnisse tauchen auf, dazu eine Vielfalt von Gardinen- und Kleiderstoffen, wobei natürlich Wollstoffe im Vordergrund stehen. Auch Kinderkleider wirken apart in Farbe und Muster.

Der Webstuhl ist immer noch ein wahrer Zauberer in der Herstellung reizvoller und dauerhafter Stoffe, die ihre Eigenart haben. Das besagt auch diese Ausstellung, die in großer Auswahl alle Arten und Sorten handgewebter Kunst zeigt.

Für viele Heimatvertriebene und auch Einheimische dürfte der Werdegang der früheren ostpreußischen Webschule Lyck (Masuren) hier im deutschen Westen recht interessant sein. Nach der Vertreibung aus der Heimat begann man im Jahre 1947 nach mancherlei Irrfahrten in Osnabrück von neuem aufzubauen. Der Anfang der einstmals über die Grenzen Ostpreußens hinaus bekannten Webschule wurde in einem Heizungskeller mit nur einem Webstuhl in Osnabrück begründet.

Da das Interesse an handgewebten Stoffen ständig wuchs, konnte weiter ausgebaut werden, so daß die Handweberei heute im eigenen Hause neun Webstühle in Betrieb halten kann. Wenn auch die frühere ostpreußische Provinzialwebschule, die mit einem Internat für Lehrlinge verbunden war, noch sehr zu kämpfen hat, so zeigt doch diese Ausstellung von geschmackvollen Handwebereien, die auch in anderen Städten wie Minden und Bochum durchgeführt wurde, daß harte Arbeit und gute Ware den Weg zum Erfolg vorbereiten.

„Osnabrücker Tageblatt"

Trakehner erzielte Rekordpreis aus Deutschland

Genau zwei Wochen nach der sensationellen Verdener Herbstauktion mit dem neuen Rekordpreis für ein Reitpferd von 22 500 DM und dem neuen Höchst-Durchschnittspreis von 4350 DM bei einer Reitpferd-Auktion in Deutschland gab es bei der Trakehner Herbstauktion in Dortmund neue Rekorde. 28 000 DM zahlte ein Amerikaner für einen dreijährigen Trakehner, der im Kreise Alfeld/Leine, und zwar in Eddinghausen von einem ostpreußischen Heimatvertriebenen gezüchtet und im Harz aufgezogen wurde. Der Vater dieses dreijährigen Pferdes ist der Original-Trakehner Altan und die Mutter ein Pferd des Ost-West-Trecks 1945, die von dem Vollblutaraber Adamas stammt. Der Durchschnittspreis für die 30 zugeschlagenen Pferde von insgesamt 32 im Ring betrug 4410 DM, während bei der letzten Trakehner-Auktion sich der Preis auf 4225 DM stellte.

Das Buch im „Zeitalter der Massen"

Mitgliederstand des Bertelsmann-Leserings die 2-Millionen-Grenze überschritten / Weg zum guten Buch

Es ist eigenartig, wie wenig man seine Mitmenschen wirklich kennt. Man trifft etwa einen Bekannten und unterhält sich einen ganzen Abend mit ihm über Literatur. Man tut das, obwohl man bisher ganz genau zu wissen glaubte, daß sich unser Bekannter ausschließlich für Fußball interessiert. Geht man der Sache auf den Grund, so stellt sich heraus, daß das Gesprächsthema durchaus kein Zufall gewesen ist. Der junge Mann ist sogar einer Buchgemeinschaft beigetreten. Man wußte nur nichts davon.

Das Beispiel ist durchaus typisch. Man hat zwar oftmals wenig Zeit für den Nachbarn, aber dafür sind wir reich an Schlagworten. Ein solches Schlagwort nennt unsere Gegenwart — sicher nicht ganz zu Unrecht — beispielsweise das „Zeitalter der Massen". Das mag grundsätzlich richtig sein; aber es ist erstaunlich, eine wie vielschichtige Bedeutung dieses Wort gewinnen kann, wenn man es genauer betrachtet. Man gebraucht es und denkt unwillkürlich an den schier unübersehbaren industriellen Apparat, an das ständig wachsende Verkehrschaos oder an die üppig wuchernde Vergnügungsindustrie, denen wir alle mehr oder minder hilflos ausgeliefert sind. Man denkt an die Masse der Konsumenten, die pausenlos von einer ebenso dogmatischen wie unpersönlichen Verbrauchsgüterindustrie umworben wird. Die große Zahl ist bekanntlich die Voraussetzung rationeller Serien. Und der Mensch unserer Tage beugt sich diesem Gesetz.

Aber wir können dem auch eine andersartige große Zahl gegenüberstellen. Eine bedeutende Buchgemeinschaft, der „Bertelsmann-Lesering", hat einen Stand von zwei Millionen Mitgliedern erreicht. Und das in der relativ kurzen Zeit seines Bestehens, nämlich in sieben Jahren. Kann man die zwei Millionen Mitglieder dieser Buchgemeinschaft nun auch im negativen Sinn als „Masse" bezeichnen? Man kann diese Frage wohl ruhig verneinen. Und diese Ansicht läßt sich durchaus begründen:

Der Bertelsmann-Verlag hat ein Markt- und Meinungsforschungs-Institut damit beauftragt, eine Struktur- und Leseranalyse seiner Buchgemeinschaft herzustellen. Es wurde festgestellt, daß sich die größten Prozentzahlen der Mitglieder aus Angestellten und Beamten, nämlich 38 Prozent und nachfolgend aus freien und akademischen Berufen mit 17 Prozent zusammensetzen. Man fand weiter heraus, daß der Bildungsgrad der Mitglieder durchaus über dem Niveau der Gesamtbevölkerung liegt. Zum Beispiel haben die Mittlere Reife 33 Prozent zu 11 Prozent der Gesamtbevölkerung, das Abitur 8 Prozent zu 2 Prozent und Hochschulbildung 3 Prozent zu 1 Prozent.

Was ergibt sich aus diesen Tatsachen? Zunächst die Folgerung, daß auch in unserem modernen Industriestaat der einzelne Mensch nach Möglichkeiten sucht, sein persönliches Leben zu entfalten und darüber an der kulturellen Entwicklung teilzunehmen. Die Buchgemeinschaften sind durch die engen Kontakte mit ihren Abonnenten für weite, vor allem auch sozial schwache Bevölkerungskreise eine wertvolle Hilfe, den Zugang zu allen kulturellen Erscheinungen auf dem Gebiet des Buches zu finden.

Den Konsumenten der gängigen Vergnügungsindustrie steht also unter anderen die „Masse" der Mitglieder von Buchgemeinschaften gegenüber, die an die Gestaltung ihrer Freizeit wesentlich höhere Ansprüche stellen und durch Hilfe ihres Buchclubs den Weg zum richtigen Buch finden. Wäre es nicht also angebracht, mit dem vielzitierten Begriff „Masse" etwas vorsichtiger umzugehen?

UNSERE HEIMAT HEUTE

Maibaum

Die Ernte-Ergebnisse aus Maibaum und Trunz zeigen die diesjährige Mißernte in aller Deutlichkeit auf. Wie man etwas verklausuliert in Elbing bekanntgab, betrug die Kartoffelernte „noch 10 Prozent weniger als man im Vorkriegspolen in den westlichen Wojewodschaften einbrachte". Da bis zum Kriege in den westlich der Weichsel gelegenen Provinzen 124 Doppelzentner je Hektar geerntet wurden, muß die Erzeugung im Nordosten von Elbing jetzt also auf rund 110 dz je ha abgesunken sein. Zu deutscher Zeit wurden in Ostpreußen 169 Doppelzentner auf jedem Hektar Kartoffelacker geerntet!

Basien

In Basien bei Wormditt hat man eine illegale Wurstfabrik ausfindig gemacht, in der aus Fleischabfällen aller Art „Wurst" hergestellt und in den umliegenden Kleinstädten und Ortschaften verkauft wurde. Die Miliz konnte vier Personen verhaften, die wegen verschiedener Delikte angeklagt worden sind. Unter anderem auch wegen Körperverletzung, weil in Mehlsack mehrere Einwohner nach dem Genuß der Wurst an Fleischvergiftung erkrankten. In Wormditt müssen zwei staatliche Geschäftsstellenleiter mit vor den Richter, da sie die minderwertige Ware in ihren Läden verkauft hatten.

St. Andreasberg

Der Kriegsflugplatz St. Andreasberg bei Wormditt hat die Ausbildung der polnischen Flieger an Düsenmaschinen aufgenommen. Die Start- und Landebahnen sind so weit verlängert worden, daß Düsenjäger hier landen können. Die Schulflugzeuge stammen aus den Posener Flugzeugwerken, wo noch immer Düsenflugzeuge mit russischer Lizenz gebaut werden. In St. Andreasberg befinden sich außer einigen sowjetischen Einfliegern nur polnische Piloten. Neuerdings werden die Übungsflüge nicht mehr in Richtung Westpreußen und Ostpommern zu den dortigen Flugplätzen unternommen, sondern nur noch in südlicher Richtung. Möglichen Deserteuren unter den Piloten wird wieder wie früher angedroht, man werde im Falle einer Flucht ihre Familienangehörigen festsetzen. Das sich weit bis nach Nordwesten erstreckende Flugplatzgelände ist Sperrgebiet. Die Flieger bekommen nur selten Ausgang nach Wormditt. Monatlich einmal werden Gemeinschaftsfahrten nach Allenstein unternommen.

Besuchsreisen aus den Ostgebieten

Deutsche, die in den von Polen verwalteten deutschen Ostgebieten wohnen, treten in letzter Zeit an ihre Angehörigen in der Bundesrepublik mit der Bitte heran, ihnen die für einen Besuch erforderlichen Fahrkarten zu übersenden, weil sie drüben eine Fahrkarte für eine Reise von ihrem Wohnort nach einem Ort der Bundesrepublik nicht gegen Bezahlung in polnischer Währung erhalten können.

Die Deutsche Bundesbahn hat Maßnahmen getroffen, damit Fahrkarten hier gelöst werden können. Bei ihren Fahrkartenausgabestellen und Reisebüros in den größeren Städten sind Fahrkarten für Reisen von allen bedeutenderen Bahnhöfen der von Polen verwalteten deutschen Ostgebiete nach den größeren Bahnhöfen der Bundesrepublik und auch gleichzeitig für die Rückfahrten erhältlich. Diese Karten gelten einheitlich zwei Monate.

Turnerfamilie Ostpreußen - Danzig - Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm (23) Oldenburg (Oldb.), Gotenstraße 33

Allen Januarkindern herzlichste Geburtstagsglückwünsche! Besonders liebe Grüße sind damit verbunden **zum 20. Geburtstag** am 15. 1. Alfred Nickel (Lyck); **zum 40. Geburtstag** am 25. 1. Renate Siebert-Busch (Goldap); **zum 50. Geburtstag** am 3. 1. Margarete Lucht-Gramse (TuF Danzig), am 4. 1. Anni Böhm (FrTV Königsberg) und Irma Schmidt (Lyck), am 11. 1. Käte Schmuckert-Kuhn (Elbing), am 17. 1. Heinz Manzek (KTC Königsberg), am 19. 1. Robert Nickel (Lyck) und am 30. 1. Gustav Manstedt (KMTV Königsberg); **zum 60. Geburtstag** am 3. 1. Irmgard Graun (Pr. Holland), am 12. 1. Erich Schwartzkopff (Pr. Eylau), am 16. 1. Mimmi Schulz (Zoppot), am 24. 1. Gertrud Wowerat-Pohl (KMTV Königsberg), am 30. 1. Meta Becker (Danzig-Heubude); **zum 70. Geburtstag** am 29. 1. Eduard Goersch (Zoppot) und **zum 82. Geburtstag** am 5. 1. Hermann Schelewski (Elbing).

Der Weihnachtsbrief 1957 ist an alle bekannten Anschriften geschickt worden. Wer ihn nicht erhalten hat, fordere ihn bitte bei mir an.

Für München 1958 — Deutsches Turnfest und X. Wiedersehenstreffen — bitte ich um umgehende Voranmeldung. Postkarte dazu liegt dem Weihnachtsbrief bei.

Aus Kanada sendet Irene Besel-Doege (Marienwerder) herzliche Weihnachts- und Neujahrsgrüße an alle alten Turnfreunde.

Die nordostdeutsche Turner-Suchkartei immer weiter zu vervollständigen und auf dem laufenden zu halten, müßt Ihr alle mir helfen. Teilt mir Anschriftenänderungen und neu bekanntwerdende Turneranschriften bitte stets sofort mit.

Neujahrsgruß! Als in der Silvesternacht die Glocken von allen Türmen das neue Jahr einläuteten, gingen wohl die Gedanken von uns allen über den Kreis, in dem wir diese Stunde feierten, hinaus zu den Fernweilenden, zu Kindern, Eltern, Geschwistern und weiteren Verwandten, zu lieben Freunden und Bekannten. Unsere stillen Gebete und Wünsche für das neue Jahr wanderten innig und herzlich zu ihnen. Als Deutsche konnten wir dabei die noch durch die Zonengrenze oder gar durch fremde Gewalt im Ausland von uns getrennten Schwestern und Brüder nicht vergessen.

Über den kleinen Kreis unserer Turnerfamilie hinaus wünsche ich dem ganzen deutschen Volk die Erhaltung des Friedens im Jahre 1958. Laßt uns, Turnbrüder und Turnschwestern, in diesem Gebet und in diesem Wunsch zusammenstehen mit allen anderen Menschen. Einigkeit macht stark! Daher das Losungswort der Turnerfamilie Ostpreußen/Danzig/Westpreußen für das neue Jahr:

„Großes Werk gedeiht nur durch Einigkeit!"

Herzliche Heimatgrüße und ein frohgemut Gut Heil!

Euer Onkel Wilhelm.

Wir gratulieren!

Zur diamantenen Hochzeit

Graf **Siegfried zu Eulenburg-Wicken** und Gräfin Jeanne geb. von der Burg am 3. Januar in Lindau (Bodensee)-Aschach, Hochburger Weg 49. Der Jubilar stand von frühester Jugend an im Ersten Garde-Regiment zu Fuß in Potsdam und war im ersten Weltkrieg von 1916 bis 1918 dessen letzter Kommandeur. Er wurde mit der höchsten preußischen Kriegsauszeichnung, dem Orden Pour le mérite mit Eichenlaub ausgezeichnet und erhielt das Goldene Verwundetenabzeichen. Seit 1920 bewirtschaftete er das ererbte Rittergut Wicken im Kreise Bartenstein. Im Januar 1945 mußte das Ehepaar die angestammte Heimat aufgeben und treckte mit Pferd und Wagen rund 2000 Kilometer quer durch Deutschland bis zum Bodensee (in 57 Marsch- und 27 Ruhetagen). Der heute 88 Jahre alte Graf Eulenburg ist Mitglied des Ältestenrates der Landsmannschaft Ostpreußen und nimmt trotz seines hohen Alters noch an den Delegiertentagungen in Hamburg teil. Anläßlich des Bundestreffens 1957 in Bochum ist ihm der Preußenschild verliehen worden.

Das diamantene Ehepaar lebt bei seiner Tochter Siegrid, einst Oberin des masurischen Diakonissenmutterhauses Bethanien zu Lötzen, und seiner Schwiegertochter Adelheid geb. v. Weizsäcker sowie deren beiden Töchtern. Der einzige Sohn, Dipl.-Landwirt und Dr. phil. Botho Ernst, wird als Major und Regimentskommandeur seit Juli 1944 im Abschnitt Wilna-Dünaburg vermißt.

Eheleute **Ernst Krause** und Frau Bertha geb. Böhmfeld aus Waldorf, Kreis Graudenz, am 19 Dezember in Oersdorf, Kreis Stade.

Goldene Hochzeit

Eheleute **Emil Hinz** und Frau Ida geb. Reschke aus Niederzehren, Kreis Marienwerder, am 19. Dezember in Hüll, Kreis Stade.

Eheleute **Franz und Auguste Naujock** aus Ostpreußen am 13. Dezember in Halligdorf, Kreis Uelzen.

81. Geburtstag

Schneidermeister **Emil Görtz** aus Fichthorst, Kreis Elbing, am 2. Januar in Wesendorf, Kreis Gifhorn, Oppermannstraße 178.

Witwe **Anna Kussat** aus Königsberg, Rhesastraße 12/13, am 29. Januar in Seesen a. H., Lange Straße 3, wo sie bei ihrem Sohn Reinhold wohnt. Die Jubilarin erfreut sich erstaunlicher Rüstigkeit und geistiger Frische.

80. Geburtstag

Barbara Kowalewski geb. Biernath aus Königsberg I, Rundteil 1, am 17. Januar in Hannover, Nienburger Straße 7a.

Hedwig Keßler aus Lyck am 31. Dezember in Bad Schwartau, Hauptstraße 67, wo sie bei ihren Kindern Hilde und Robert Nickel lebt.

75. Geburtstag

Fritz Radok, ehem. Direktor der Waggonfabrik Steinfurt in Königsberg, am 16. Januar. Er lebt heute in Melbourne (Australien) und weilt zur Zeit besuchsweise in Deutschland, Pension Stelke, Berlin-Wilmersdorf, Rüdesheimer Platz 7.

73. Geburtstag

Am 27. Januar feiert der Danziger Dichter **Carl Lange**, seit Jahrzehnten Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte", in seinem neuen Heim in Bremen-Oberneuland, Rockwinkler Heerstraße 105/7, seinen 73. Geburtstag.

50. Geburtstag

Robert Nickel aus Königsberg am 19. Januar in Bad Schwartau, Hauptstraße 67.

Januar-Geburtstagskinder in Flensburg

Emma Harnack aus Memel am 1. Januar 79 J.; **Johanna Schmidtke** aus Königsberg am 2. Januar 81 J.; **Amalie Lange** aus Nofelde, Kreis Stallupönen, am 7. Januar 85 J.; **Maximilian Zorn** aus Königsberg am 9. Januar 77 J.; **August Göhrke** aus Schmalinken, Kreis Tilsat, am 20. Januar 75 J.; **Meta Liebe** aus Soldau, Kreis Neidenburg, am 21. Januar 77 J.; **Marta Langheit** aus Sensburg am 25. Januar 76 ,.; **Wilhelmine Schwitteck** aus Bollainen, Kreis Osterode, am 26. Januar 84 J.; **Wilhelmine Streich** aus Schippnbeil am 29. Januar 79 Jahre.

Das Heimatblatt der Ost- und Westpreußen, die „Ostpreußen-Warte", gratuliert allen Jubilaren von Herzen. Recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit!

Verein Ostpreußisches Jagdmuseum

LÜNEBURG. Ein „Verein Ostpreußisches Jagdmuseum" wurde in Lüneburg gegründet. Zahlreiche westdeutsche Städte und Gemeinden sowie Vertriebenenverbände wollen Mitglieder des Vereins werden. Die Patenschaft über das ostpreußische Jagdmuseum haben Bundestagspräsident Gerstenmaier und Landwirtschaftsminister Lübke übernommen. Das Museum, das die Erinnerung an die ostpreußischen Jagdreviere wachhalten soll, wird voraussichtlich im kommenden Jahr in Lüneburg eingerichtet. Die zum Teil wertvollen Trophäen sollen später auf Wanderausstellungen auch in anderen Städten der Bundesrepublik gezeigt werden.

Auslandsreisen

Unter den Ländern, die in diesem Jahr das Ziel reiselustiger Polen waren, nimmt die Bundesrepublik nach der Sowjetunion den zweiten Platz ein. Nach einer in Warschau veröffentlichten Statistik konnten von Januar bis Oktober 1957 insgesamt 130 000 Polen privat ins Ausland reisen, während bis 1956 fast ausschließlich Dienstreisen der Grund für eine Auslandsreise waren.

Aus den Landsmannschaften

Seesen a. H.

Die Jahresarbeit der von Obmann Papendick geleiteten Landsmannschaft Ostpreußen beschlossen zwei stimmungsvolle vorweihnachtliche Feiern, getrennt für die Kinder und die Erwachsenen. Ein besonderes Erlebnis für die Kinder war das Adventsspiel, an dem sich 16 Kinder beteiligten, nicht weniger die große Marzipanverlosung. Den getreuen, langjährigen Mitarbeitern, vor allem den Frauen Donnermann und Nachtigall, Bruno Scharmach, Max Wilbudies und Heinrich Schröder, sei an dieser Stelle noch einmal besonders gedankt.

Frankfurt/M.

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen lädt zu ihrem nächsten Herrenabend, am Donnerstag, 9. Januar, 20 Uhr, im Lokal „Zum Heidelberger", Bockenheimer Landstraße 140, herzlich ein.

Es starben fern der Heimat . . .

Frl. **Anna Beckmann**, Schwester des im vorigen Jahr verstorbenen Zahnarztes Dr. Andreas Beckmann aus Allenstein, am 6. Dezember in einem Altersheim in Thüringen.

Alfred Kuhn, ehem. Hotelbesitzer aus Neidenburg, am 26. Dezember im Alter von 71 Jahren in Westerweyhe, Kreis Uelzen.

Auguste Laaser geb. Philipp aus Groß-Dankheim am 22. Dezember im Alter von 60 Jahren in Nienburg/Weser, Bruchstraße 41.

Kaufmann **Johann Quandt** aus Elbing am 28. Dezember im Alter von 64 Jahren in Delmenhorst, Kurlandstraße 1.